

# Lehre und Wehre.

---

Jahrgang 66.

Januar 1920.

Nr. 1.

---

## Die Irvingianer oder die Apostolischen.

---

Amerika gilt bekanntlich schon lange als das Land der Sekten. Man muß aber unterscheiden zwischen Sekten, die Amerika erzeugt hat, und solchen, die nach Amerika importiert worden sind. Zu den in Amerika entstandenen Sekten gehören vornehmlich die Spiritisten, Mormonen, Eddyisten, Russelliten u. a. Weit zahlreicher ist jedoch die Zahl der importierten Sekten und Schwärmer, die ihren Ursprung England, Deutschland und andern Ländern verdanken. Schon in den Tagen Mühlberg's gab es z. B. im Staaate Pennsylvania nicht bloß Anglikaner, Methodisten, Kongregationalisten, Deutsch-Reformierte usw., sondern auch Quäker, Tunker, Gichtelianer, Schwenksfeldianer usw. Und von diesen Sekten hat uns auch Deutschland, wo insonderheit bisher Amerika als das Land der Sekten galt, weder die wenigsten noch immer die gemäßigtesten geliefert. Und daß auch zu unserer Zeit das Sektenwesen in Deutschland selbst immer noch blüht, dafür ließen sich manche Beispiele beibringen.\*)

\*) Unter der Überschrift „Neue Sekten in Deutschland“ wurde im vorigen Jahre berichtet: „Der Krieg hat eine Anzahl merkwürdiger Sekten in Deutschland entstehen lassen, die alle das im Volk vorhandene starke religiöse Bedürfnis für ihre Zwecke auszunutzen versuchen. Von Meran ging die Sekte der ‚Kleinen Herde‘ aus. An ihrer Spitze steht ein einfacher Weber namens Hain, der sich als der Messias ausgibt und von seinem Richterstuhl Urteile verkündet, die die Völke von den Schafen trennen. Besonders scharf zieht er gegen die anerkannte Geistlichkeit zu Felde, die er beschuldigt, vom Schweiß des Volkes zu leben, was der Apostel Paulus nie getan habe, und was daher der neue Messias auch nicht tut. — Ganz modern gibt sich eine von Ludwig Neuner geleitete Bewegung, die das Christentum, als dem deutschen Ideal wesensfremd, vollständig ablehnt, das Familienleben als unmodern verwirft und Erziehung aller Kinder durch den Staat verlangt. An Stelle des christlichen Morgengebets schlägt Neuner körperliche und geistige ‚Übungen‘ vor, Gesang und Tanz, das Lesen wertvoller Gedichte, das Anschauen wirklich großer Kunstwerke, Übung der Willenskraft durch

Zu den eifrigsten unter diesen deutschländischen Sектen gehören die Neu-Irvingianer oder Neu-Apostolischen, oder die Neu-Apostolische Gemeinde, die sich um 1860 separierten von den Irvingianern oder Alt-Apostolischen, einer apokalyptischen, romanisierenden Sekte, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Edward Irving (1792 bis 1834) und andern in England gegründet wurde und bald in andern Ländern, auch in Deutschland, Wurzel fasste. Ihre charakteristische Lehre ist die vom fünffachen Amte, insonderheit vom Apostolat. Wie nämlich die Siebententags-Adventisten behaupten, daß das Kommen des Herrn zum Millennium so lange unmöglich sei, als es noch keine genügende große Zahl (144,000, Offenb. 7) von Leuten gebe, die den Samstag feiern, so lehren die Irvingianer, der Verzug des Herrn zum tausendjährigen Reich habe seinen Grund darin, daß das fünffache Amt, insonderheit das Apostolat, der Kirche verloren gegangen sei. Das Apostolamt sei eben das Organ, durch das der Herr allein seine Gegenwart herbeiführen und kundgeben wolle und könne. Nun aber sei der Advent des Herrn vor der Tür, denn den Irvingianern sei das Apostolat samt den andern Ämtern, insonderheit auch dem prophetischen, wiedergeschenkt worden. Speziell die Neu-Irvingianer in Deutschland, die Anhänger des Apostels Krebs, lehren mit Bezug auf das Apostolamt: Ohne das lebendige Apostolat sei die Kirche tot; die Bibel sei ein toter Buchstabe und genüge nicht ohne das lebendige Wort des Apostels Krebs und seiner Mitapostel; der Neu-Apostolischen Gemeinde habe Gott das Apostolat und mit ihm auch die übrigen Ämter, auch Propheten, wiedergeschenkt; in Krebs und seinen Mitaposteln sei jetzt Christus wieder selber gegenwärtig; das Apostolat sei tatsächlich „Jesus in der Sendung“ selber; in Krebs und den übrigen Aposteln sei darum auch Jesus selber zu lieben und zu ehren; sie allein, die Apostel, könnten die Seligkeit vermitteln; nötig sei dazu die „Versiegelung“, die nur durch Krebs und die übrigen Apostel erteilt werden könne; dagegen bedeute Trennung von Krebs und seinen Mitaposteln Trennung von Christo selber und Ausschluß von der Seligkeit usw.

Im Jahre 1878 wurde Krebs das Haupt dieser Neu-Apostolischen Sekte, die seitdem bedeutende Erfolge zu verzeichnen hatte, insonderheit in Deutschland und Java. Vertreten ist sie auch in Amerika; und aus Fragen, die an uns gelangt sind, geht hervor, daß zutreffend auch unsere Gemeinden von ihnen beunruhigt werden. In der ausführlicheren Darstellung, die wir deshalb hier folgen lassen, halten wir uns meist wörtlich an den Artikel „Der Irvingianismus“ von Pfarrer Theophil Wurm in „Kirchen und Sектen der Gegenwart“ und an E. Buchners „Großstadt-Dokumente: Sектen und Sektierer in Berlin“. Die von Pfarrer Wurm benutzten Quellen sind die folgenden: C. Rothe (Geistlicher der

---

Autosuggestion usw., wozu der „Bayerische Kurier“ noch morgens, mittags und abends ein Klopfen an die Stirn empfiehlt, wahrscheinlich, um festzustellen, ob man noch bei Verstand ist oder nicht!“

apostolischen Gemeinde, Berlin): „Wo ist die eine heilige katholische und apostolische Kirche?“ (2. Aufl. 1896); Artikel „Irving“ von D. Th. Kolde in Herzogs Realenzyklopädie; „Wächterstimmen aus Ephraim“; „Herold“; K. Handtmann: „Die Neu-Irvingianer“ und die Artikel desselben Verfassers in der „Reformation“ 1903, Nr. 42 und 43.

### Der ältere Irvingianismus.

Der Gründer der „apostolisch-katholischen Gemeinde“ war ein Sohn des Landes, das gegen die katholisierten Neigungen des englischen Kirchenwesens sich von jeher kräftig und erfolgreich gewehrt hat, Schottlands. Geboren am 4. August 1792 als Sohn eines wohlhabenden Gerbers, besuchte Irving die Hochschule in Edinburgh, wo er neben den alten Sprachen und der Theologie besonders Mathematik mit solchem Erfolg studierte, daß er schon während seines Studiums, im Alter von siebzehn Jahren, Lehrer der Mathematik und Rektor einer „Akademie“ wurde. Mit dreizehn Jahren bestand er sein theologisches Examen und erhielt nun neben seinem Lehramt die Erlaubnis zum Predigen. Die gesuchte Erhabenheit seiner Sprache, das gespreizte schauspielerische Auftreten übte jedoch keinerlei Anziehungs Kraft aus. 1818 legte er sein Amt nieder, beschäftigte sich wieder auf der Universität mit sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien und wurde im folgenden Jahr der Amtsgehilfe des damals berühmtesten schottischen Predigers D. Chalmers. Auch hier gelang es ihm nicht, die Gemeinde für seine Predigtweise zu begeistern, so daß er im Jahre 1822 die Berufung an eine ganz kleine, 50 Seelen zählende schottische Gemeinde in London gerne annahm. Und nun hier, in der Millionenstadt, erregte der stattliche, in voller Kraft und mit Selbstgefühl auftretende Mann mit seiner glänzenden Rednergabe bald gewaltiges Aufsehen. Die Forderung, daß Christentum müsse in einem mehr „heroischen“ Stile getrieben werden, suchte er dadurch zu verwirrlichen, daß er sein umfassendes Wissen, seine Kenntnis der Geschichte und Literatur seines Volkes und seine blühende Phantasie in den Dienst der Predigt stellte. Er wurde ein Erweckungsprediger für die Gebildeten, die so zahlreich ihm zuströmten, daß bald eine neue Kirche gebaut werden mußte. Durch Beifall und Widerspruch wurde sein Selbstgefühl immer mehr gesteigert, und er lebte sich allmählich in die Rolle eines Propheten hinein, der insbesondere auch die sogenannte evangelikale, unserm Pietismus entsprechende Richtung scharf angriff.

Seine Sucht, immer Neues vorzubringen, immer größere Erfolge zu erzielen, brachte ihn in die Abhängigkeit von jenen Kreisen, aus denen auch der Adventismus hervorgegangen ist. Ein reicher Bankier, Henry Drummond, der auch für gemeinnützige Werke viel Zeit und Geld opferte, sammelte eine Anzahl von Männern um sich, die aus dem Studium der Offenbarung Johannis und der Propheten die Entwicklung des Gottesreiches und den Zeitpunkt der Wiederkunft Christi berechnen

wollten. Einer aus diesem Kreise kam auf den Gedanken, es würde der ganzen Bewegung einen gewaltigen Fortschritt geben, wenn es gelänge, den gefeiertsten Prediger Londons auf diese Seite zu bringen. Und es gelang! Irving nahm diese eschatologischen Gedanken, die ihm ja bei seinen Buzpredigten eine willkommene Stütze boten, begierig auf. Schon 1825 wußte er genau die Zeitpunkte anzugeben, in welchen seit 1793 die sechs ersten Bornesschalen (Offenb. 16) ausgegossen waren, und stellte das Kommen des Herrn auf das Jahr 1864 in Aussicht. Auf einer Versammlung im Jahre 1829 wurde einmütig ausgemacht, seit Justinian I. bis zur französischen Revolution sei die Offenb. 11, 3 genannte Periode von 1260 Tagen, die man im Handumdrehen zu Jahren mache, verflossen, und nun stehe man in der letzten Zeit. Daß der Herr nicht schon viel früher gekommen sei, daran sei die Kirche schuld, die das fünfjährige Amt der Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer habe fallen lassen. Wenn auf der einen Seite die neue Richtung, die Irving einschlug, verbunden mit eigentümlichen Anschauungen über die Menschwerdung Christi, ihm viele Freunde entfremdete, so wuchs dagegen auch außerhalb Londons die Zahl seiner Anhänger; einmütig warteten viele Freunde auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes, und eine Predigtreise Irvings in seiner Heimat Schottland glich einem wahren Triumphzug.

Und siehe da, die ersten Anzeichen stellten sich ein. Eine Nächterin, die sich nach allgemeiner Annahme im letzten Stadium der Schwindfucht befand, sich aber in den Kopf gesetzt hatte, als Missionarin nach Indien gehen zu müssen, hatte unter dem unmittelbaren Eindruck von Irvings Predigt um die Gabe der Heilung durch Gebet und des Redens mit Zungen gefleht. Eines Abends richtete sie sich von ihrem Krankenlager auf und sprach mit verzücktem Angesicht eine Viertelstunde lang in gänzlich unverständlichen, übrigens sofort notierten Lauten, was sich acht Tage darauf wiederholte. Die Kunde davon begeisterte die sterbenskranke Tochter einer befreundeten Familie zu stundenlangem Lobpreis Gottes und dem Gebet für ihren Bruder, daß dieser mit Kraft aus der Höhe angetan würde, worauf dieser seiner seit achtzehn Monaten ans Bett gefesselten Schwester gebot aufzustehen. Die schon erwähnte Nächterin tat dies ebenfalls und kam sogar auf Besuch zu ihrer Freundin. In zahlreichen Gebetsversammlungen wiederholte sich das Zungenreden, und schon erklang auch die vernehmliche Sprache des Geistes mit dem Ruf: Sende uns die Apostel! Eine Nächterin, die einen Herrn Caird heiratete, kam nach London, und nun war der einmal entfesselte Enthusiasmus nicht mehr aufzuhalten.

Die Frau eines Rechtsanwalts namens Cardale, eine Miss Hall und zwei Männer namens Baxter und Taplin machten sich in Irvings Hausgottesdiensten durch prophetische Ausrufe bemerklich. Nach einem Bögern ließ Irving die prophetischen Stimmen auch im kirchlichen Gottesdienst zu Worte kommen. Daraüber kam es zum Bruch mit der Kirche.

Wegen Verlezung der Gottesdienstordnung wurde er von der schottischen Generalsynode abgesetzt. In dem Saale, wo er nun mit der 800 Seelen zählenden Gemeinde seine Gottesdienste abhielt, fungierte er als Engel, trat aber neben den Propheten mehr und mehr in den Hintergrund, vollends als durch einen dieser Propheten, Taplin, jener Rechtsanwalt Cardale zum Apostel ausgerufen wurde, der dann wieder den Bankier Drummond zum Engel einer andern Gemeinde ordinierte. Taplin, der Hauptungenredner, wurde feierlich als Prophet eingesetzt; dieser hinwiederum verlangte die Einsetzung von Ältesten, denen bald Helfer und Unterhelfer an die Seite gestellt wurden.

Da Irving schon vorher Evangelisten ausgesandt hatte, die jetzt durch apostolische Ordination zu wirklichen Amtsträgern eingesetzt wurden, so hatte man das fünffältige Amt, an dessen Vorhandensein die Wirksamkeit des Geistes in der Kirche geknüpft wurde. Irving hat diese Entwicklung nicht gemacht, sondern geduldet. Wenn er seine Selbstständigkeit innerhalb seiner Gemeinde geltend machen wollte, so stieß er auf den Widerspruch der Propheten. Als er durch die schottische Generalsynode von dem geistlichen Amt ausgeschlossen wurde, betrachtete man ihn mit seltsamer Inkonsistenz wieder als Laien, und er musste erst durch den Apostel wieder ordiniert werden. Tief schmerzte es ihn, daß gerade ihm die Prophetengabe versagt blieb. Schwer leidend, im Alter von vierzig Jahren schon wie ein Greis aussehend, reiste er auf prophetischen Befehl nach Schottland, weil ihm dort Massenerfolge in der Kraft des Heiligen Geistes geweissagt waren. Er kam bis Glasgow, wo er am 8. Dezember 1834 starb. Das war das tragische, aber nicht unverdiente Ende eines Mannes, dessen Triebfeder und dessen Verderben der Erfolg gewesen war, und der bei allem Geisttreiben im eigenen Herzen den Heiligen Geist nicht hatte wirken lassen.

Irving's Anhänger schritten auf der einmal eingeschlagenen Bahn der Irrgeisterei unbeirrt weiter. Im Gemeindeleben trat an die Stelle der Darbietung des Wortes in der Predigt die Anbetung, der Kultus. Mit Hilfe einer symbolischen Ausdeutung der Einrichtungen der Stiftshütte brachte man es zu einem aus 135 Amtsträgern zusammengesetzten Kollegium, dem Konzil der 7 apostolischen Gemeinden in London. Im Zusammenhang damit erschien es notwendig, die Zahl der Apostel, die schon im Todesjahr Irving's auf sechs angewachsen war, auf zwölf zu erhöhen, was nicht ganz leicht ging, da einer, der schon durch den Geist berufen war, wieder zurücktrat.

Am 14. Juli 1835 fand die sogenannte Aussonderung der Apostel, das heißt, die feierliche Anerkennung des Apostolats der Heidentkirche, statt, zu welchem Paulus einst nur ein Unbruch, eine unzeitige Geburt gewesen sei. Das Apostolkollegium begab sich sodann mit dem Prophetenkollegium ein Jahr lang in die Stille, um dem Studium der Heiligen Schrift obzuliegen. Am 15. Juli 1836 verteilten sie die Welt. Die erste Reise dauerte 1260 Tage; von der zweiten Reise mußten

sie vorzeitig zurückkehren, weil die andern Amtsträger, namentlich die Ältesten, sich nicht mehr mit ihrer Statistenrolle begnügen wollten; sie beanspruchten, daß, wie auf den alten Konzilien, die Versammelten selbst und nicht die Apostel die höchste Autorität besitzen sollten. Die Apostel wiesen diesen Anspruch zurück, beriefen aber das Konzil nicht mehr zusammen, um weiteren Streitigkeiten vorzubeugen; und doch hatte man kaum erst das herrliche Gebilde nach den Anordnungen des Geistes ins Leben gerufen! Auch darin siegten die Apostel, daß beschlossen wurde, die Reinheit eines Propheten müsse von den Aposteln geprüft werden. Eine wichtige Folge der Reise war aber auch, daß die schon bisher mit jüdischen und katholischen Elementen vermischtte Gottesdienstordnung der römischen Kirche angenähert wurde. Altäre, die in der schottisch-presbyterianischen Kirche unbekannt sind, wurden errichtet, das heilige Abendmahl fachte man als Opfer auf, und zwar in dem Sinn, daß die geweihten, in Christi Leib und Blut verwandelten Elemente Gott dargebracht werden zur Erinnerung an Christi Opfertod; doch lehrte man nicht, wie die römische Kirche, eine Wiederholung des Opfers Christi, sondern nur ein ins Gedächtnisrufen desselben. In der Liturgie verwertete man altkirchliche Formeln und führte die prunkvollen Kultusgewänder der römischen Kirche ein. Ferner wurde adoptiert die letzte Ölung, die Aufbewahrung der Abendmahlselemente in einem Tabernakel, die Aufstellung von Kerzen und die Anwendung des Weihrauchs. Eine jüdische Reminiszenz war die Einführung des Zehnten; ein origineller Einfall des ersten Apostels Cardale war die Versiegelung im Anschluß an Offenb. 7, 3 ff. Der Apostel vollzieht sie durch Handauflegung und Salbung mit Öl an den über zwanzig Jahre alten Gemeindegliedern. Von diesen Versiegelten glaubte man, daß sie bei der nahen Wiederkunft des Herrn nach 1 Thess. 4, 16 ff. dem Herrn durch die Luft entgegengerückt werden.

Einer der Apostel war, weil er mit diesen Neuerungen nicht einverstanden war, zurückgetreten; und da in den vierziger Jahren eine Reihe von Terminen, auf die man die Wiederkunft des Herrn angesetzt hatte, vorübergingen, wuchs die Gemeinschaft in England nicht besonders an. Dagegen machten die Apostel auf dem Festlande<sup>1)</sup> Eroberungen sowohl in katholischen als in evangelischen Kreisen. Gelehrte, wie Thiersch, Rosenthaler und Wigand, evangelische Pfarrer und Adelige, die in der Zeit um 1848 nach einer festen Autorität sich umsahen, ließen sich von den sicher auftretenden Aposteln umgarnen. In den fünfziger Jahren starben jedoch mehrere Apostel, die doch hätten die Wiederkunft des Herrn erleben sollen; darüber fielen manche ab. Die nie verlegenen Propheten fanden aber schnell ein Auskunftsmitte; sie verkün-

1) Der Apostel Caird war 1841 und 1855 in Süddeutschland und stellte sich in Stuttgart einigen Mitgliedern des württembergischen Konsistoriums vor, die von seiner Persönlichkeit mit Achtung sprachen. Diese gegenseitige Berührung ist bezeichnend für die maßvolle Haltung, die der alte Irvingianismus im Gegensatz zum neuen der Landeskirche gegenüber bis heute bewahrt hat.

deten, vor der ersten Auferstehung, Offenb. 20, 5, finde eine allererste für besonders Erwählte statt; und um die vielen, die noch nicht versiegelt waren und nach dem Tode der Apostel nicht mehr versiegelt werden konnten, zu trösten, behauptete man, die Apostel seien auch nach ihrem Abscheiden nicht müfig und holten die Versiegelung vom Paradiese aus nach.

An diesem Punkt setzte nun eine aus Deutschland kommende Opposition ein. Der Prophet Heinrich Geher aus Berlin beruhigte sich bei dieser Auskunft nicht, sondern rief bei einer Zusammenkunft der Apostel in Alsbach 1860 zwei bisherige Evangelisten als Apostel aus. Das Apostelkollegium erkannte sie aber nur als Koadjutoren an, ähnlich wie die römischen Bischöfe sie haben, also nicht als Ersatz für Verstorbene, sondern als Gehilfen für Lebende. Geher unterwarf sich scheinbar, rief aber schon im folgenden Jahr einen Ältesten der Gemeinde in Königsberg, Rosachsen, zum Apostel aus. Diese Berufung hielt er zunächst geheim; als er jedoch aus der Berliner Gemeinde wegen Irrlehre — er bekannte sich zu der Anschauung, die apostolische Gemeinde werde das Auftreten des Antichristen noch auf Erden erleben und nicht, wie es irvingianische Lehre war, vorher in den Himmel entrückt werden — ausgeschlossen wurde, hielt er sich durch keine Rücksichten mehr gebunden, sondern verband sich mit dem Vorsteher der Hamburger Gemeinde Schwarz und bestimmte diesen, Rosachsen durch die Gemeinde als Apostel anerkennen zu lassen. Dieser freilich, an der Göttlichkeit seiner Berufung irre geworden, trat von seiner Würde zurück und wurde wieder in den Schoß der Gemeinde aufgenommen; Schwarz und Geher aber samt der Hamburger Gemeinde fanden den Rückweg nicht mehr und wurden von dem Apostel Woodhouse exkommuniziert. Unter Geher's Führung bildete sich nun die „allgemeine christliche apostolische Mission“, die sich in Kultus und Lehre, abgesehen von jener eschatologischen Abweichung, von den alten Irvingianern kaum unterscheidet. Sie hat auch insofern deren Art beibehalten, als sie bei aller Abneigung gegen die Landeskirchen nicht aggressiv vorgeht. Geher ist im Jahre 1896 gestorben. Seine Gemeinden führen ein so stilles, unbeachtetes Dasein, daß der verdienstvolle Darsteller des Neu-Irvingianismus A. Handtmann erst durch Briefe aus ihrer Mitte von ihrem Vorhandensein erfuhr.

Aus dem Geher'schen Schisma erwuchs nun aber durch eine weitere Spaltung eine eigentliche Häresie. Der Hamburger Gesinnungsgenosse Geher's, Schwarz, siedelte nach Holland über, wo er mit Rücksicht auf die reformierte Einfachheit im Kultus das katholisierende Ceremoniell der Irvingianer fallen ließ. Der Gegensatz, in den er dadurch zu der „apostolisch-katholischen Mission“ trat, wurde verschärft durch die Bildung einer neuen Lehre, die in eigentümlicher, fast materialistischer Weise in den Aposteln Christus vergegenwärtigt sieht. Im Jahre 1878 kam es auch äußerlich zum Bruch, und es bildete sich unter der Führung des früheren Bahnmeisters Krebs die neuapostolische Gemeinde, die durch

ihre laute Agitation und ihre heftige Polemik gegen die Landeskirchen heute im Vordergrund des Interesses steht. E. Buchner berichtet: „Dieser ersten Separation [Gehers und Schwarz' von der ursprünglichen apostolisch-katholischen Gemeinde der Irvingianer] folgte jedoch bald eine zweite. Schwarz überwarf sich mit Gehrer. Inmitten eines Gottesdienstes am 4. August 1878 kam es zu einer offenen Revolte. Der Bericht eines Augenzeugen schildert die Szene dahin, daß Gehers Anhänger, sobald der Streit entsacht war, ihre Gewänder nahmen, die ganze Kirchen- und Altareinrichtung zurückließen und sich von dem unheiligen Ort, ohne auch nur ein Wort zu sagen, entfernten, um nie wieder zurückzukehren, während jene Wüteteriche ihnen Schimpfworte nachriefen. Die Schwarzsche Richtung, die also äußerlich wenigstens als Sieger aus dem Kampf hervorging, ist identisch mit unsern apostolischen Brüdern. Die Gehrianer nennen ihre Gemeinde die ‚allgemeine christliche apostolische Mission‘. In Berlin sind die Gehrianer ziemlich allmählich zu den Schwarzianern übergeschwenkt. Diese beriesen nun Schlag auf Schlag ihre Apostel. Sie blieben dabei nicht einmal bei der Zwölfzahl stehen; ich glaube, sie haben heute siebzehn oder achtzehn Apostel. Als ich den Geistlichen der Berliner Gemeinde nach der genauen Zahl fragte, antwortete er ahselzuckend: ‚Ja, wenn ich das wüste! Das kann man sich nicht so genau merken.‘ Nichtsdestoweniger sind die Apostel den apostolischen Brüdern ein und alles. Es macht die Apostolischen keineswegs irre, daß sie die alt-irvingianischen Apostel schnöde im Stich gelassen haben, daß sie auch nach den von Gehrer ernannten Aposteln nicht im geringsten fragen (die Gehersche Richtung war sparsamer in der Apostelsalbung; soviel ich erfahren konnte, ist in der ‚apostolischen Mission‘ die Zwölfzahl noch bei weitem nicht erreicht). Ihr Glaube an das Apostelamt als solches ist dadurch in keiner Weise erschüttert oder gedrückt; die Tatsache, daß auch andere Sektionen ihre Apostel haben, macht ihnen keine Sorgen; ihre eigenen Apostel sind natürlich die einzige wahren. Ja, in ihnen ist sogar Christus zum andern Male Mensch geworden. Allen Ernstes predigen sie diese groteske Inkarnationsslehre, und zwar predigen sie sie auch in so grotesker Weise, daß man sich oft versucht fühlen kann, den Leuten jeden Sinn und Verstand abzusprechen.“

Es ist kein Wunder, wenn die englischen Irvingianer, durch solche Erfahrungen gewizigt, die gefährlichen Propheten immer mehr in den Hintergrund drängten. Cardale ordnete sie sogar dem Engel der Einzeltgemeinde unter. Seitdem ist das Weissagen, bestehend aus bedeutungslosen Ausrufen, nur noch eine Dekoration des Gottesdienstes. Die Termine der Wiederkunft Christi, die man nach den Enttäuschungen der fünfziger Jahre auf das Jahr 1866 und dann auf den 14. Juli 1877 festgesetzt hatte, gingen vorüber, ohne daß sich etwas ereignete als der vier Tage nach dem 14. Juli 1877 eintretende Tod des Säulenapostels Cardale. Der letzte Apostel, Woodhouse, ist im Februar 1901 als sechsundneunzigjähriger Greis gestorben. Die Art, wie sich die

Irvingianer mit dieser Tatsache abfinden, ist verschieden. Vielfach trösten sie sich mit der „Stille im Himmel bei einer halben Stunde“, Offenb. 8, 1. Andere erinnerten sich daran, daß der Herr nach den zwölf Aposteln siebzig Jünger ausgesandt habe; warum sollte er jetzt nicht siebzig Koadjutoren aussenden? Bis alle siebzig gestorben sind, vergeht einige Zeit, und bis dahin wird man sich schon wieder zu helfen wissen. Dunkel und unklar ist die Andeutung von Rothe (Geistlicher der apostolischen Gemeinde in Berlin) am Schluß seiner kirchengeschichtlichen Vorträge (2. Aufl., 1896): „Immer sind Apostel gegeben nur für ein Geschlecht. Immer ist ihre Aufgabe, die Kirche zu bereiten auf die Erscheinung des Herrn. Damals ließ die Kirche sich nicht von ihnen bereiten, und der Herr nahm sie hinweg. Jetzt hat er sie wieder gesandt, und ihr Vorhandensein in der Christenheit ist das Zeichen, daß der Herr selbst nahe ist.“ Die ersten Sätze scheinen anzudeuten, daß in einer späteren Periode wieder Apostel auftreten werden; aus dem Schluß aber gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser in der Endzeit zu leben glaubt. Über die Tatsache, daß damals nur noch ein Apostel lebte, verliert er kein Wort!

Wie steht es nun mit der grundlegenden Behauptung der Irvingianer, daß das Apostolat nach dem Willen des Herrn eine dauernde Einrichtung der Kirche sein sollte, und daß das Wiedererscheinen der Geistesgaben ein Beweis für das irvingianische Apostolat sei? Hierauf antwortet Pfarrer Burm, wie folgt: „Der Irvingianismus beruft sich beständig auf Eph. 4, 11. Warum nicht auch auf 1 Kor. 12, 28, wo die Aufzählung der Ämter eine etwas andere ist? Wollte der Apostel wirklich ein Verzeichnis der Ämter geben, welche der Kirche für alle Zeiten notwendig sind, so hätte er sich an beiden Stellen gleich ausdrücken und nicht z. B. in der Korintherstelle die Evangelisten, in der Epheserstelle die Wundertäter weglassen sollen. Jeder unbefangene Ausleger sieht aber auch ohne diese Vergleichung beider Stellen, daß es sich beidemal nach dem ganzen Zusammenhang nur um eine beispielsweise Aufzählung der verschiedenen Gnadengaben und Tätigkeiten handelt, durch welche Gott die damalige Gemeinde gesegnet hatte. In der Gemeinde hatten die verschiedenen Gnadengaben zur Überhebung des einen über den andern geführt. Paulus zeigt ihnen, daß sie dazu keinen Grund haben, sowenig ein Glied des menschlichen Leibes vor dem andern bevorzugt ist; alle sind gleich notwendig. Daß das Apostolat keine dauernde Einrichtung sein kann, geht schon daraus hervor, daß das hervorragendste Kennzeichen eines Apostels im Neuen Testamente das ist, daß er den Herrn gesehen hat, sei es in seinem leiblichen Leben, wie die Zwölfe, sei es nur im himmlischen Leben wie Paulus. Das haben aber die irvingianischen Apostel doch nie zu behaupten gewagt. Womit wollen sie sich nun beglaubigen? Mit besonderen Zeichen und Kräften? Seit jenen wunderbaren Erscheinungen im Anfang hat man nichts mehr der Art gehört, namentlich nicht von irgendeinem Apostel. Soll aber das

Zungenreden und die Gebetsheilung den starken Grund bilden, auf dem die ganze apostolische Gemeinde ruht? Nun, da ist doch zu sagen, daß derartige Erscheinungen immer wieder von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden sich gezeigt haben; und was z. B. die Gebetsheilung betrifft, so ist sie innerhalb der Kirche nie ganz ausgestorben, ohne daß die mit dieser Gabe Vertrauten das Recht in Anspruch genommen hätten, sich Apostel zu heißen. Überhaupt kann die ganze Theorie, daß von der Existenz des apostolischen Amtes die Wirksamkeit übernatürlicher Kräfte in der Kirche abhängig sei, weder vor der Schrift noch vor der Geschichte bestehen: vor der Schrift nicht, denn sie lehrt deutlich, daß das Amt aus der Gnadengabe, nicht die Gnadengabe aus dem Amt herzuleiten sei; vor der Geschichte nicht, denn auch ohne apostolisches Amt war unser Herr auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Oder will der Irvingianismus selbst eine Bewegung wie die Reformation für unapostolisch ausgeben? — Wenn endlich die irvingianischen Apostel sich auf die Propheten berufen, durch deren Wort sie eingesetzt worden seien, so genügt ein Blick auf die innere Entwicklung des Irvingianismus, um auch diese Beglaubigung als ein leerer Gerede zu erkennen. Nicht bloß haben sich diese Propheten fast ein duzendmal als falsche Propheten erwiesen, sondern die Apostel haben sich ja selbst genötigt gesehen, die Bedeutung der ihnen unbequemen Propheten immer mehr herabzudrücken, bis sie eigentlich nichts mehr zu sagen hatten. Frage ich den Apostel, so legitimiert er sich am Propheten; frage ich den Propheten, so legitimiert er sich am Apostel. Da können wir uns ewig im Kreise drehen. Über die völlige Haltlosigkeit des irvingianischen Anspruchs auf besondere göttliche Offenbarung kann kein Zweifel bestehen.“ F. B.

(Schluß folgt.)

---

## Die deutschen Missionare in Indien.

---

(Schluß.)

Über die inneren Gründe, die gegen die Schuld der deutschen Missionare sprechen, läßt sich D. Öpke vernehmen, wie folgt: „Das Christentum der in Indien arbeitenden deutschen Gesellschaften trägt zum Teil ein ausgeprägt lutherisches, zum Teil ein pietistisch-unionistisches Gepräge. Zwischen diesen beiden Arten des Christentums bestehen gewisse Unterschiede. Allein dem anglikanischen Christentum gegenüber lassen sie sich wohl zu einer Einheit zusammenfassen. Das besondere Charisma dieses ‚deutschen‘ Christentums, wenn wir es einmal der Kürze halber so nennen dürfen, ist die Nüchternheit des Urteils in politischen Dingen und der Sinn für Autorität. Daß die Männer, die solch ein Christentum zu pflegen und auszubreiten nach Indien gekommen waren — aus keinem andern Grunde sind sie gekommen —, geheime Direktiven ihrer

Regierung mitbrachten, welche sich gegen die Landesobrigkeit richteten, ist natürlich ein haltloser und völlig widerständiger Vorwurf. Dass sie aber sich infolge des Krieges über Nacht in Janatiker verwandelt haben sollten, ist ebenso unglaublich. Wer Jahrzehnte hindurch Hand in Hand mit der Obrigkeit unter Einsetzung aller Kraft für das Wohl der Einheimischen eines Landes gearbeitet hat, der ist selbst unter dem Einfluss eines Weltkrieges nicht imstande, einen Teich zu vergiften, aus dem eben diese Einheimischen trinken, wie man es einem Basler Missionar in Kalkut vorgeworfen hat, der bald darauf abgeführt wurde. Auch der Vorwurf der Spionage findet in der Gesinnung dieser Männer keinen Anhalt. Er hat überhaupt nur einen gewissen Sinn für die kurze Phase des Krieges, während welcher die „Emden“ in den Gewässern Indiens kreuzte, und auch für diese Zeit nur im Blick auf die wenigen Missionare, die an der Küste stationiert waren. Was gab es denn sonst zu spionieren? Wie hätten die Nachrichten bei der strengen Zensur außer Landes gebracht werden sollen? . . . Damit fällt der Verdacht der Spionage in sich zusammen. Es bleibt nur der der Volksaufstiegung übrig. Er aber steht ganz besonders von vornherein in Widerspruch mit einem Christentum, welches Röm. 13 immer stark betont hat. Er verliert aber desto mehr an innerer Wahrscheinlichkeit, je ernstlicher man die maßgebenden Umstände erwägt. Einer der herberragendsten Historiker der Gegenwart [D. Hauck] hat gelegentlich den Satz ausgesprochen: „Der Gedanke, dass ein paar Dutzend deutsche Missionare die englische Herrschaft in Indien bedrohen könnten, ist zu bizarr, als dass man ihn ernsthaft nehmen könnte.“ Selbst wenn der Wille zu solch einem Unternehmen vorausgesetzt werden dürfte, an einen wirklichen Erfolg war keinen Augenblick zu denken.<sup>8)</sup> Die einzige Wirkung hätten vorübergehende örtliche Unruhen sein können. Solche können für eine kriegsführende Regierung wohl eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeuten, zumal in Indien, das für England ein vulkanischer Boden ist, aber die Mission, der einzelne Missionar konnte sie am allerwenigsten wünschen. Sie hätten notwendig eine Katastrophe bedeutet. Kann man wirklich glauben, dass vernünftige, nüchtern überlegende Männer, um ihrem Vaterland einen bestenfalls ziemlich problematischen Dienst zu erweisen, sich selbst und die von ihnen vertretene heilige Sache einer so unabsehbaren Gefahr ausgesetzt und den von ihnen bisher gepredigten Geboten der Sittlichkeit und Religion vor den Augen ihrer geistlichen Kinder ins Angesicht geschlagen haben sollten? Unvorsichtigkeiten mögen vorgekommen sein. Dieser oder jener eingeborene Polizist mag bei seinen

8) Jeder Kenner Indiens weiß, dass die Christen durchweg zu den loyalsten Kreisen Indiens gehören, und dass die nationale Bewegung im ganzen antichristlichen Charakter trägt (Allg. Miss.-Zeitschr. 1916, S. 406 ff.). Die deutschen Missionare arbeiten dazu meist unter den niedersten Volkskreisen. Unter den Führern des letzten Aufstandes waren auffallend viele Sikhs.

zudringlichen Spionageversuchen eine barsche Antwort bekommen haben. Es mag sein, daß die Grenzen des angewiesenen Kontrollbezirks in einzelnen Fällen nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit eingehalten sind. Im Interesse der Mission sind solche Vorkommnisse zu bedauern. Aber aus ihnen den Schluß auf revolutionäre Gesinnung abzuleiten, das heißt nicht nur aus einer Mücke einen Elefanten machen, sondern den Wagen völlig auf ein falsches Gleis schieben."

„Aber man wird vielleicht einwenden, diese Ausführungen gingen den Dingen immer noch nicht völlig auf den Grund. Tatsächlich stand es doch so, daß die Ansicht der deutschen Missionare über den Krieg, seine Ursachen und seinen Verlauf von den in Indien verbreiteten Nachrichten in mannigfacher Hinsicht abwichen. Konnten sie es unter diesen Umständen nicht für ihre patriotische und Christenpflicht halten, die Bevölkerung über den wahren Sachverhalt aufzuklären? Hatte Dr. Müller nicht vielleicht recht mit seiner paradoxen Behauptung: Je edler der Charakter eines Deutschen, desto gefährlicher ist er? Denn daß die Regierung solche ‚Aufklärung‘ in ihrem Machtbereich nicht dulden konnte, versteht sich ja von selbst. . . . Auf diesen Einwand ist zunächst zu antworten, daß der dieser Kollision der Pflichten zugrunde liegende Konflikt von der Regierung geschaffen oder doch stark verschärft ist. Es läßt sich heute nicht mehr leugnen, daß unter den Augen der englischen Regierung die Erde mit einem Netz von falschen Nachrichten umspannen worden ist. . . . Die deutschen Missionare haben manche englische Nachrichten, wenigstens die von Deutschlands Unglück, selber fest geglaubt. Als der Leipziger Missionar Rüger im Mai 1915 heimkehrte, war ihm das auf holländischem Boden ihn erreichende Telegramm, daß das Leipziger Missionsfest in gewohnter Weise gefeiert werden sollte, eine freudige Überraschung. Nach und nach lernten die Deutschen in Indien aber doch zwischen den Zeilen lesen. Wenn sie infolgedessen ihre Zweifel gelegentlich auch ausgesprochen hätten — menschlich verständlich wäre es. . . . Trotzdem geht es nicht an, aus dieser überaus schwierigen Lage einfach eine ‚Schuld‘ der deutschen Sendboten zu konstruieren. Auf die Tatsachen kommt es an, nicht auf allgemeine Be trachtungen und Vermutungen. Was sagen die Tatsachen? Ein Götznerischer Missionar hatte mit seinen Eingeborenen ausgemacht, er werde überhaupt das Wort Krieg nicht mehr in den Mund nehmen, sondern dafür den Ausdruck Golmal, das ist, Durcheinander, gebrauchen. Missionar Götzsching berichtet: ‚Ich persönlich habe nie mit meinen Christen über den Krieg gesprochen.‘ Daz es auch sonst so war, ist gelegentlich in erheiternder Weise hervorgetreten. In der zweiten Mittelschule der Leipziger Mission für Mädchen in Madras ließ die Regierungsinspektorin bei einer Schulrevision einen Klassenaufsaß schreiben, welcher von der ‚Emden‘ handeln sollte. Beim Durchlesen der Arbeiten huschte ein Lächeln über die Züge der gestrengen Dame. Manche Kinder hielten die ‚Emden‘ für einen Mann. So gründlich

hatte die deutsche Lehrerin sie politisch aufgeklärt! Das war in der Stadt, in deren Häfen die Granaten der „Emden“ einschlugen. Unter diesen Umständen wird man auch den eigenen Aussagen der Missionare Glauben schenken. Missionar Faus von der Basler Mission berichtet: „Wir verzichteten gern auf die Verteidigung der Eingeborenen. Im Gegenteil, wir ermahnten sie, ihrer Untertanenpflicht in jeder Beziehung zu genügen. Sie bezeugten auch der englischen Regierung wie andere Volksverbände ihre Loyalität und Bereitschaft zur Hilfeleistung, sammelten Unterstützungs gelder, und als die Aufforderung kam, daß in Tempeln, Moscheen und Kirchen für den Sieg der englischen Waffen gebetet werden solle, wurde auch in unsern Kirchen je ein Bittgottesdienst gehalten.“ Der entsprechende Abschnitt des im Gebiete der Leipziger Mission gebräuchlichen Kriegsbetstundengebets, welcher auch in das sonntägliche Kirchengebet aufgenommen wurde, lautet: „O du Herr der Heerscharen, blicke auf die Nationen, die jetzt miteinander Krieg führen, bringe den Krieg zu einem schnellen Ende und verleihe den Völkern Frieden. Hilf besonders in dieser Zeit, daß wir als treue Untertanen unsers Königs der Obrigkeit Gehorsam und Treue beweisen und ihr Wohl stets im Auge haben. Hilf den Verwundeten und Sterbenden sowie allen, welche durch diesen Krieg in Not und Elend gekommen sind. Verleihe auch, daß Gutes aus dieser Trübsal kommen möge.“ Die besonderen Kriegsgottesdienste wurden in der Regel den eingeborenen Pastoren übertragen. Mit alledem war freilich den Forderungen der indischen Presse immer noch nicht genug getan. Man hat gelegentlich versucht, den deutschen Missionaren, denen man doch jede politische Be tätigung verboten hatte, daraus einen Strick zu drehen, daß sie nicht öffentlich gegen den preußischen Militarismus und die deutschen Grausamkeiten Stellung genommen hätten. Gegen diese Forderung hat ein Engländer selbst das Notwendige gesagt, so daß es gar nicht besser gesagt werden kann.<sup>9)</sup> — Die Schuld der deutschen Missionare ist nicht erwiesen. Im Gegenteil, von einzelnen politisch bedeutungslosen Entgleisungen abgesehen, ist überall ihr makelloses Verhalten ans Licht getreten. Wenn neuerdings in der englischen Presse von wohlmeinender Seite hergehoben wird, daß nur wenige Fälle absichtlicher Ermunterung zum Ungehorsam gegen die indische Regierung seitens deutscher Missionare vorgekommen seien (*The East and the West*, laut „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1917, 302; vgl. Rev. Fr. Lenwood in der *Christian World* vom 5. April 1917, „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1917, S. 408, „Ev. Miss.-Magazin“ 1917, 445 f.), so ist auch gegen diese Ausdrucksweise noch entschieden Verwahrung einzulegen. Es ist in keinem einzigen Fall nachgewiesen, daß ein deutscher Missionar Aufruhr gestiftet hätte. Dies ist überhaupt nicht vorgekommen.“

9) Der Londoner Missionar Harman in Gooth in einem „Eingesandt“ an die *Madras Mail* vom 7. Juli 1915.

Die allgemeine Internierung betreffend schreibt der Verfasser, wie folgt: „In der Verfügung vom 24. März 1915 hatte die Regierung u. a. auch die beruhigende Versicherung abgegeben, daß sie hoffe, die Notwendigkeit weiterer Internierungsmaßregeln werde nicht eintreten. Es kam indessen ganz anders. Kaum zwei Monate später, am 23. Mai, erließ die indische Regierung den Befehl, daß die Bewegungen aller Ausländer auf die engstmöglichen Grenzen eingeschränkt würden“. Ein sehr diplomatisch gewählter Ausdruck. Er braucht noch nicht notwendig die allgemeine Internierung zu bedeuten. Die Regierung spricht immer noch von „individuellen Tatsachen und Umständen“, sie scheint auch immer noch zwischen einwandfreien und schuldigen, bzw. verdächtigen Personen unterscheiden zu wollen. Tatsächlich war es aber nach dem Inkrafttreten der neuen Verordnung für die Lokalbehörden außerordentlich schwer, die Verantwortung für irgendeinen „feindlichen Ausländer“ noch auf sich zu nehmen. Die Absicht der Regierung ist ziemlich allgemein dahin verstanden worden, daß die Internierung sämtlicher noch auf freiem Fuß befindlichen Deutschen und Österreicher angeordnet werden sollte, und sie mußte nach allem, was vorhergegangen war, so verstanden werden. Der beste Beweis hierfür sind die Folgen der neuen Verordnung. Von Ende Juni bis Mitte August wurden nach und nach sämtliche Goznerschen Missionare gefangengenommen und nach Ahmednagar, bzw. Dinaur gebracht. Um dieselbe Zeit wurden die letzten Basler, Frauen und Kinder eingeschlossen, abgeführt, die letzteren nach Belgaum. Ende August erhielt der letzte deutsche Missionar der Brüdergemeine, Schnabel in Khelang, die Weisung, mit Weib und Kind aufzubrechen. Der Aufbruch zog sich aus verschiedenen Gründen bis zum 18. Oktober hin, und zu einer eigentlichen Internierung kam es, abgesehen von einem längeren Aufenthalt in Dharmsala, nicht mehr, weil bereits am 19. November die Abfahrt der „Golconda“ von Kalkutta stattfanden sollte. Damit waren die meisten deutschen Missionen in Indien so ziemlich ihrer sämtlichen Arbeiter beraubt. Nur die Leipziger Mission erfuhr auch jetzt noch eine auffallende Milde. Am 18. August waren die Missionare, abgesehen von den obenerwähnten drei Internierten, noch sämtlich auf ihren Stationen. Erst Ende September erfolgten weitere Verhaftungen, die sich aber nur auf vier Junggesellen in militärfähigem Alter, die Missionare Zacharias, Zeilein, Wagner und Petermann, erstreckten. Später kamen noch die Missionare Heller und Gäbler hinzu. Das persönliche übel- oder Wohlwollen der Lokalbehörden war offenbar immer noch von Belang. Allein die Rechtslage war völlig verschoben. Früher traf die Internierung, wenigstens so weit Missionare in Betracht kamen, nur Anstößige oder Verdächtige, jetzt traf sie grundsätzlich jeden. Früher war sie als eine Art Strafe gemeint, jetzt wurde sie eine vorbeugende Maßnahme. Früher war sie Ausnahme, jetzt bildete sie die Regel. Die besondere Behandlung der christlichen Sendboten wird mit keinem Worte mehr erwähnt. Ja,

wenn man erwägt, in welchem Maße eben die Rücksichtnahme der Regierung auf die Missionare Gegenstand der öffentlichen Diskussion und Kritik gewesen war, so kommt man notwendig zu dem Eindruck, daß die Missionare jetzt nicht bloß nebenbei und zufällig von dem Räderwerk der stärker arbeitenden Verwaltungsmaschine erfaßt wurden, sondern daß die neue Verordnung unter einem bewußten Seitenblick auf die noch freigeblienen Missionare erlassen wurde. Woher dieser plötzliche Umschwung? Schon länger gab es offenbar in den Kreisen der maßgebenden Behörden eine Richtung, welche die Internierung sämtlicher feindlichen Ausländer für das Gegebene hielt. Die indische Regierung hatte in der Verfügung vom 24. März, in so freundlichem Tone dieselbe auch abgesetzt, dieser Richtung insofern zum Teil recht gegeben, als sie erklärte, in einigen Provinzen hätten anfängliche Erleichterungen modifiziert werden müssen in Richtung größerer Strenge. Weisungen aus London werden das übrige getan haben. Am 7. Mai war die „Lusitania“ an der Südostküste Irlands torpediert worden. Etwa um dieselbe Zeit trat ein Wechsel im Kolonialministerium ein. Chamberlain, der neue Mann, griff sogleich hart zu. Daher der Umschwung.“

„Wie ist die neue Maßregel zu beurteilen? Die allgemeine Internierung der feindlichen Ausländer kann aus militärischen oder politischen Gründen angeordnet werden. Ihre militärische Notwendigkeit kann da eintreten, wo es sich unmittelbar um die Sicherung militärischer Operationen, den Schutz militärisch bedeutsamer Transportmittel oder die Wahrung militärischer Geheimnisse handelt. Politische Notwendigkeit der Internierung ergibt sich unter Umständen da, wo das Land sich zwar nicht im akuten Kriegszustande befindet, wohl aber mit einem ungünstigen Einfluß der feindlichen Ausländer auf die Bevölkerung gerechnet werden muß, welcher auf den Ausgang des Krieges indirekt einwirken könnte. Offenbar handelt es sich bei beiden Fällen nicht notwendig um sich ausschließende Gegensätze, sondern der erstere Fall bezeichnet in der Regel einen höheren, der zweite einen geringeren Grad der Notwendigkeit.“ „Eine militärische Notwendigkeit zur allgemeinen Internierung bestand in Indien nicht. Vielleicht indessen eine politische. Soweit allerdings diese Vermutung ein Urteil über die Schuld der Missionare in sich schließen soll, ist sie für uns erledigt. Allein es ist zugeben, daß eine Regierung, welche es mit der Verantwortung für die Sicherheit ihres Landes ernst nimmt, sich beizeiten sichern muß und nicht warten kann, bis sie vor vollendeten Tatsachen steht. Unbedingtes Vertrauen kann auch der Missionar, sofern er auch ein Mensch ist, nicht beanspruchen. Die Regierung scheint die Verfügung vom 23. Mai damit begründen zu wollen, daß die Kontrolle „vereinzelter Individuen“ sich als zu schwierig erwiesen habe. Man ist versucht, demgegenüber zu fragen, ob, was in Japan möglich war, nicht auch in Indien hätte geschehen können. Es wird eine merkwürdige Reminiszenz des Weltkrieges bleiben, daß die Missionare in einem heidnischen kriegsführenden

Staat mehr Freiheit genossen haben als in der Kolonie des Christlichen aller Völker". Allein wir wollen darüber mit der Regierung nicht rechten. Es ist deutscherseits wiederholt anerkannt worden, daß man einer kriegsführenden Regierung ein gut Teil Nervosität zugute halten muß und schließlich auch gegen die allgemeine Internierung von Missionaren an sich, wenn sie für notwendig befunden wird, prinzipiell kaum etwas einwenden kann.<sup>10)</sup> Wir werden sie als eine schmerzhafte Kriegsfolge hinzunehmen haben. Nur das wird man verlangen müssen, daß die Maßregeln in angemessener Weise durchgeführt werden. Diese Forderung ist allerdings nicht so einfach und durchsichtig, wie sie auf den ersten Blick scheint. Sie schließt schwere Probleme in sich. Ein nicht geringes Maß von Unannehmlichkeiten ist vom Konzentrationslager seiner Natur nach unabtrennbar. Die verschiedensten Elemente strömen in ihm zusammen. Alle Stände sind vertreten. Auch hinsichtlich der Geistesrichtung, der Gesinnung, des Vertrags, bestehen große Verschiedenheiten. Die Insassen sind meist frühere Auswanderer. Unter ihnen pflegen sehr tüchtige und edle Menschen zu sein, aber gewöhnlich ist auch die Hefe des Volkes vertreten. Ist es möglich, die einzelnen Kreise individuell zu behandeln? Was die einen auf Grund ihres Standes und ihrer bisherigen Lebenshaltung als ihr einfaches Recht fordern, erscheint den andern als grobe Ungerechtigkeit. Offenbar lassen sich für beide Auffassungen gewichtige Gründe angeben. Das mindeste aber, was in jedem Fall gefordert werden muß, ist eine menschliche Behandlung der Internierten."

Über die Behandlung der internierten Missionare schreibt der Verfasser: „Schon bei der Aufführung kamen Ungehörigkeiten vor. Basler Frauen und Kinder wurden einem betrunkenen Sergeanten anvertraut, der seine Energie aus einer Schnapsflasche, die er mit sich führte, auf dem ganzen Wege anfeuerte und seinen Schützbeohaltenen nicht einmal genügend Platz im Wagen verschaffte, obwohl sie die ganze Nacht fahren mußten. Für die Regierung war seine Betrunkenheit allerdings nicht erwiesen. Es fehlte die Ordnung, Frauen und Kinder wurden acht Tage zu früh mobil gemacht, und wenn man wirklich die Fahrt antreten mußte, waren die Bahnhofsbehörden nicht verständigt und verweigerten die Fahrkarten. Im Fort zu Madras behandelte man gefangene Missionare wie Rekruten. Die ‚Spaziergänge‘ bestanden in Freiübungen, und Unteroffiziere sorgten dabei für die nötige Bewegung. Das Essen war schlecht zubereitet und schmutzig. Vollends begann die Leidenszeit mit dem Aufenthalt im Gefangenengelager. Einer, der dabei war, spricht von ‚barbarischer, gewalttätiger Behandlung‘. Diese Worte werden illustriert durch einen ‚Rotschrei aus Ahmednagar‘, welcher von katholischer Seite in der Kölnischen ‚Volkszeitung‘ erschien, und andere Schil-

10) „Allg. Miss.-Zeitschr.“ 1916, S. 341. Ähnlich hat sich Prof. D. Mirbt in einem am 4. Oktober 1916 in Göttingen gehaltenen Vortrage ausgesprochen.

derungen von Augenzeugen. Das Klima von Ahmednagar ist sehr heiß, und das Wasser war nicht völlig einwandsfrei. Die Waschschüssel diente zum Essen, und es wurde anfangs nur eine Mahlzeit pro Tag bewilligt. Am unerträglichsten war das Wohnen in den Wellblechbaracken. Es wurde zur Qual. Einem neutralen Beobachter sollen beim Anblick dieser Zustände die Worte entschlüpft sein: „Faktisch, hier wohnen Menschen?“ Zum Schutz gegen die Hitze belegte man endlich das Dach der Baracken mit Erdstücken. Als bald darauf die Regenzeit eintrat, löste sich die lehmige Erde auf, und eine gelbe Brühe ergoß sich durch alle Fugen und Risse in das Innere. Auch aus andern Gefangenenslagern sind Unregelmäßigkeiten berichtet. Zum Beispiel erwähnt der Bericht des dem englischen Regime wohlgesinnten amerikanischen Konsuls über das Zivilgefangenenlager in Belgaum Klagen über die schlechte Zubereitung der Kost. In Dinaur wurden täglich für die Gefangenen Kinder geschlachtet, aber das Fleisch wanderte in die Kochtöpfe der eingeborenen Köche, und die, für welche es bestimmt war, hatten das Nachsehen. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, die sonst bekannt gewordenen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen und zu zeigen, daß manches Empörende hinter den Stacheldrahtzäunen der indischen Gefangenenslager vorgekommen ist. Auch bei mäßigen Ansprüchen kommt man zu dem Urteil, daß an der zu fordern den menschlichen Behandlung oft viel gefehlt hat. Es ist aber andererseits möglich, diesem dunklenilde ein erheblich lichteres gegenüberzustellen, und zwar ebenfalls auf Grund deutscher Quellen, gewiß ein Beweis, daß die deutschen Berichte keineswegs einseitig gefärbt sind. Ein Leipziger Missionar wurde bei seiner Aufführung als Gast behandelt. Er fuhr mit dem ihn begleitenden Offizier erster Klasse und wurde gut bewirtet. Einen besonders hübschen Zug aus den Tagen der Aufführung erzählt der Bericht der Brüdergemeine. Nachdem Missionar Schnabel die Missionspferde verkauft hatte, blieb ihm die Aussicht, in den Bergen des Himalaja mehrere Tage zu Fuß wandern zu müssen. Er erzählte das einem Beamten, und siehe da, am Tag der Weiterreise stand ihm ein munteres Berggrößlein mit neuem Sattel zur Verfügung. In den Gefangenenslagern war die Behandlung keineswegs überall schlecht. In Bellary war sie im ganzen korrekt und gut. Die Insassen des kleinen Lagers in Dagshai bei Simla, wo der Herrnhuter Missionar Reichel mit seiner Familie untergebracht war, standen mit der aus einem Unteroffizier und drei Mann bestehenden Lagerwache auf bestem Fuß. Man veranstaltete einen musikalischen Abend mit Volksliedervorträgen des gemischten Chors und Geigensoli. Für die heiße Zeit wurden die Basler von Bellary in das Militärsanatorium auf dem Berge Ramandrug gebracht. Die Schilderung des dortigen Aufenthaltes liest sich wie eine kleine Idylle. In Walair genossen die Gefangenen innerhalb gewisser Grenzen viel Freiheit. Es wurde ihnen auch von Engländern manche

Aufmerksamkeit erwiesen. In Belgaum hatte man eine englische Schule und einen deutschen Kindergarten. Der englische Kommissar in Campbellbur lud Missionar Reichel von der Brüdergemeine mit seiner Familie unter seinem grünen Christbaum zum Tee und beschenkte den kleinen Enno Reichel. Von dem Leben in Ahmednagar hat ein Vertreter des Christlichen Vereins junger Männer, der im Lager tätig war, in der Juninummer 1915 des *Harvest Field* ein Lichtbild entworfen, das zwar von manchen Augenzeugen beanstandet, in einigen Teilen aber auch von deutschen Berichten bestätigt wird, wenigstens für die spätere Zeit. Das Essen wurde besser, nachdem eine deutsche Küchenkommission die Sache in die Hand genommen und deutsche Opferwilligkeit bedeutende Zuschriften geleistet hatte. Das Leben in den Steinbaracken muß erträglich gewesen sein. Vielfach wohnten Missionare zusammen. Auf entsprechendes Gesuch wurde die Abhaltung von Gottesdiensten gestattet. Auch patriotischen Feiern, wie Kaisers Geburtstag, wurde kein Hindernis in den Weg gelegt. Konzerte und volkstümliche Vorträge wurden veranstaltet. Das Zusammensein der verschiedensten Talente und Kapazitäten ergab Gelegenheit zu allerlei wissenschaftlichen Studien (Italienisch, Französisch, Spanisch, Hindustani, Sanskrit, Chinesisch, deutsche und englische Literatur, Geologie, Botanik usw.). Dies alles ist zugleich ein Beweis dafür, daß die allgemeine Stimmung keineswegs niedergedrückt war. Vom B-Lager aus konnten Ausflüge in die Umgebung mit erfrischenden Bädern gemacht werden. So stehen sich die Berichte gegenüber, in ihrer Verschiedenheit selber ein Problem. Man darf dasselbe nicht so lösen, daß man aus den widerstreitenden Berichten ein einheitliches, mittelgraues Bild komponiert. Offenbar lagen die Dinge je nach der Zeit, den äußeren Umständen und den maßgebenden Persönlichkeiten ungemein verschieden. Ein System geflissentlich Unterdrückung und Gewaltsamkeit ist im ganzen unsers Erachtens nicht erkennbar, vielmehr scheint ein erhebliches Maß von Systemlosigkeit für die englische Verwaltung charakteristisch zu sein. Gewisse Unannehmlichkeiten sind, wie oben schon bemerkt, vom Begriff eines Kriegsgefangenlagers schwer zu trennen. Auch gehen manche streng zu verurteilende Ausschreitungen wohl nur auf untergeordnete Organe zurück, wofür allerdings die Regierung mit verantwortlich ist, sofern sie die erhobenen Beschwerden nicht gehörig untersucht und die Schuldigen bestraft hat. Dass manche der Betroffenen in etwas gereizter Stimmung waren und sich ihr Urteil mehr unter dem Eindruck des Augenscheins als aus dem Einblick in die wirklichen Absichten der Regierung heraus gebildet haben mögen, ist bei den Deutschen in Indien ebenso verständlich wie bei den Engländern in Deutsch-Ostafrika. Nicht jeder verfügt über die philosophische Ruhe, mit der z. B. Professor Dr. Gürich seinen Aufenthalt in einem Gefangenentaler Britisch-Südafrikas beschrieben hat. Die seelischen Leiden der Missionare waren auch besonders groß. zieht man dies alles in Betracht, so wird man im

ganzen vorsichtig urteilen müssen, wenn auch im einzelnen manches zu erinnern bleibt."

An dieser Behandlung übt D. Öpke folgende Kritik vom missionarischen Gesichtspunkte aus: „Ein Missionar soll gewiß vor andern bereit sein zu leiden. Er hat aber Kraft seines Amtes auch besonderen Anspruch darauf, in den Augen des Volkes, dem er dienen möchte, nicht herabgesetzt zu werden. Wird dieser Anspruch nicht erfüllt, so leidet nicht nur seine Person, sondern auch das Ansehen seines Amtes Schaden. Was haben die Eingeborenen gedacht, wenn die Missionare unter geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett abgeführt wurden? Die Behörden mußten wissen, daß im ganzen ihr Vorgehen in einem Lande wie Indien eine Schädigung des missionarischen Ansehens bedeutete. Wäre ähnlich auch in Deutsch-Ostafrika vorgekommen, wie von englischer Seite berichtet wird, so dürfte das weder uns Deutschen noch den Engländern den Blick dafür trüben, daß schon im Interesse der Stellung der weißen Rasse, geschweige denn im Interesse des missionarischen Ansehens solche Auftritte höchst bedenklich sind. Ein Ansatz zur Differenzierung in der Behandlung der Internierten nach ihrer sonstigen Lebensstellung und ihrer Führung liegt in Indien insofern vor, als für die Militärgefangenen in Ahmednagar neben dem harten A-Lager ein milderes, zunächst das B-Camp, später das Parole-Camp vorhanden war. Man könnte mit Recht erwarten, daß von da aus sich ein Weg ergeben hätte, das missionarische Ansehen möglichst zu schonen, und daß dieser Weg von den Behörden mit Bestimmtheit benutzt worden wäre. Auffallender- und schmerzlicherweise ist im ganzen nach übereinstimmenden Berichten gerade das Gegenteil der Fall gewesen. Die berüchtigten Blech- („Straf“-) Baracken waren der einer größeren Anzahl von Missionaren zugewiesene Aufenthaltsort, 'to mortify the flesh', wie sich ein Adjutant schadenfroh äußerte. Zur übersiedelung aus dem A-Camp ins mildere Lager wurden Missionare laut des Tagesbefehls nicht berücksichtigt. Die Regierung hat diese seltsame Bestimmung damit begründet, daß die Missionare, weil der Landessprache kundig und von bedeutendem Einfluß, zu gefährliche Leute seien, um der Vergünstigung des Parole-Camp teilhaftig werden zu können. Es ist demgegenüber darauf hinzuweisen, daß andere der Landessprache ebenfalls kundige Leute anders behandelt wurden. Man hat ferner wiederholt den Eindruck gehabt, daß zum Aufschlagen der Zelte von den Unteroffizieren mit besonderer Vorliebe Missionare ausgesucht wurden. Sie hatten in der indischen Sonne allerlei Lasten zu tragen, wobei sie um ihr Mittagessen kamen und manche vor Erschöpfung zu Boden sanken. Ein weiterer Punkt betrifft den Unterhalt der Internierten. Derselbe ist mehrfach aus den Missionsklassen bestritten worden.<sup>11)</sup> Schon für Privatleute wäre es

11) Nicht überall. Missionar Schnabel von der Brüdergemeinde erhielt z. B. alle seine Ausgaben zurückgestattet. Aber in Pindi mußte Missionar Reichel an einen Eingeborenen für Wohnung und geringwertige Belöhnung für drei

hart, wenn sie, ihrer gewohnten Tätigkeit und ihrem Erwerb entnommen, im Gefangenengelager auch noch auf eigene Kosten leben sollten. Ein gewisses Mindestmaß notwendiger Verpflegung sollte jedem Internierten auf Kosten der Regierung zugeschlagen werden. Bedenkt man aber, wie viele Millionen deutschen Geldes im Laufe der Jahrzehnte durch die Missionsklassen nach Indien geflossen sind, aus freier Liebe gegeben zum Wohle der Bevölkerung des Landes, an deren Hebung doch auch die englische Regierung interessiert ist, so hätte es dieser Regierung eine Ehrensache sein müssen, den Missionaren zu allem andern Schaden nicht auch noch pekuniäre Lasten aufzubürden. Noch schwerer wiegt die Frage, ob es den Missionaren nicht hätte ermöglicht werden sollen, mit ihren Missionsfeldern in besserer schriftlicher Verbindung zu bleiben. Man braucht kein großer Missionskenner zu sein, um einzusehen, wieviel für die Eingebornengemeinden und ihre Leiter gewonnen worden wäre, wenn der Missionar noch vom Konzentrationslager aus eine gewisse Oberleitung hätte ausüben können. Da alle Briefe die Zensur passieren müssten, hätte dies eine Gefahr nicht bedeutet. Und einer Überlastung des Zensors hätte man durch gewisse Beschränkungen leicht vorbeugen können. Trotzdem hat die Regierung den Antrag der englischen Missionare Anderson und Carter auf Milderung der Bestimmungen wenigstens für alle Militärgefangenen ablehnen zu müssen erklärt und diese Ablehnung damit begründet, daß es schwer sei, in einem Militärlager besondere Regeln für eine Klasse von Personen festzuhalten, die für andere nicht gelten sollten. Diese Begründung ist gar nicht so einfach von der Hand zu weisen. Es ist in der Tat schwer, in einzelnen Fällen Ausnahmen zu machen. Sollte es aber unmöglich sein, für Missionare besondere Veranstaltungen zu treffen? Hier und da ist dies ja in Indien geschehen. Die Breklumer Mission wurde eine Zeitlang schriftlich von Waltair aus geleitet, wo für die nicht militärflichtigen Breklumer Missionare und ihre Familien ein eigenes Konzentrationslager errichtet wurde. Die Zivilgefangenen unter den deutschen Jesuitenmissionaren durften das auf den Bergen gelegene und der Mission gehörige Erholungsheim Khandala beziehen, wohin man ihnen zu Gefallen auch die europäische Abteilung des St. Mary-Gymnasiums verlegte. . . . Wäre unser Vertrauen zu internationalen Abmachungen nicht gründlich erschüttert, so möchte man vorschlagen, daß der den Missionaren zu gewährende Schutz nochmals zum Gegenstand eines Vertrages gemacht

---

Personen täglich 9 Rupien zahlen! Auch die Basler Missionare hatten für ihre Belöhnung zunächst selber zu sorgen. Später zahlte die Regierung auch für sie ein Kopfgeld, das sie aber den beschlagnahmten Industriewerstätten der Mission entnahm. Offenbar herrschte auch in dieser Hinsicht die öfter beobachtete Systemlosigkeit. Die englischen Missionare im Lager zu Tabora erhielten täglich je 7 Rupien. (Allg. Miss.-Zeitschr. 1918, S. 46.)

würde, und daß dabei die Bestimmungen für den Kriegsfall erheblich weiter ausgebaut würden, als es in der Kongoakte der Fall war."

Was das Verhalten der übrigen indischen Missionare den deutschen gegenüber betrifft, so lesen wir weiter: „Das erste Wort dankbarer Anerkennung gilt denjenigen indischen Missionskreisen, welche, mochten sie auch mit ihrem politischen Urteil auf Seiten Englands stehen, doch das Band der Gemeinschaft mit den deutschen Missionaren nicht zerissen, sondern sich mit Wort und Tat als treue Freunde und Nothelfer erwiesen haben. Ihre Zahl ist im Vergleich zum ganzen indischen Missionsleben zwar klein, aber sie finden sich in den verschiedensten Gesellschaften und Organisationen. Neben dem Bischof Westcott der S. P. G., welcher sich in wahrhaft ritterlicher Weise der Goßnerschen Mission annahm, stehen die Londoner Missionare Lucas und Harman, steht Gulliford, der Methodist von Maisur. Zu der Deputation an den Vizekönig, deren Seele die Missionare Anderson und Carter waren, gesellt sich der Ausschuß zur Vertretung der Missionen in Madras, welcher ein besonderes Komitee zur Unterstützung der deutschen Missionare einsetzte, gesellt sich das auf Anregung von D. Mott gebildete National Missionary Council of India. Die amerikanische Hilfsbereitschaft fand in D. Überth einen würdigen Vertreter. Und auch die im ganzen ablehnende Haltung der dänischen Missionare war nicht ohne Ausnahmen. Diesen Andeutungen ließe sich noch manches hinzufügen.<sup>12)</sup> Unser Dank gilt ferner den neutralen Missionen, welche in aufopfernder Weise sich für die Fortführung der deutschen Arbeit eingesetzt haben, der schwedischen Kirchenmission, der dänisch-lutherischen Mission sowie den amerikanischen Missionen der Generalsynode, der Ohiosynode und des Generalkonzils. Ihre Sendboten haben willig neben ihren bisherigen Aufgaben die Leitung der sonst in deutscher Pflege befindlichen heiden-christlichen Gemeinden übernommen, obwohl sie dadurch mit Arbeit schier über ihre Kraft belastet wurden, und die Missionsleitungen haben nicht nur selber der Vermehrung auch ihrer Arbeitslast zugestimmt, sondern auch ihre heimischen Missionskreise mobil gemacht, das Werk in peruanischer Hinsicht, wo es not tat, zu unterstützen. Den bisherigen Pflegern der Gemeinden ist dadurch ihr Scheiden aus der Arbeit außerordentlich erleichtert worden.“

12) In Deutsch-Ostafrika haben auch deutsche Missionskreise den englischen Mitarbeitern gewisse Dienste erweisen können. Die Missionare der Kirchenmission sagten von dem Berliner Missionar Nauhaus: „Er ist unser Freund gewesen durch all diese traurige Zeit hindurch, soviel er nur konnte und vermochte.“ (Times vom 6. Dezember 1916.) Superintendent Klamroth von derselben Mission nahm im Juni die durch die Internierung der Missionare verwaisteten Stationen der Church Missionary Society unter seine Obhut. (Ev. Miss.-Mag. 1916, S. 39.)

Den ganzen Abschnitt über die Internierung der Missionare beschließt Öpke, wie folgt: „Endlich noch ein Wort über die deutschen Missionare selbst. Sie haben eine Zeit schwerer leiblicher und geistiger Bedrängnis zu überstehen gehabt. Man lese, wie Missionar Reichel auf Befehl der Regierung im Herbst mit Weib und Kind von Kalatse (unweit Leh am Indus) über den Himalaja nach Srinagar in Kaschmir reiste. Die Reise war die entsetzlichste, die sie je gemacht. über hohe Pässe ging's, fast täglich Schnee, oft sah der eine den andern stundenlang nicht; mehrfach streikten die Träger, sie mußten aber gehalten werden. Auf dem gefährlichen Sodhipaß gingen kurz vorher und bald nachher Lawinen nieder. Nur Gottes Schutz bewahrte die Reisenden. Wie leicht hätten sie auch mit den Schneemassen, die unmittelbar über dem Sindsloß hingen, hinabgeschleudert werden können! Einmal sah man, wie ein Mann im Schnee begraben wurde. . . . Nur mit Gottes Hilfe entging man den oft herabstürzenden Steinmassen, die mehrfach in der Nähe des Wagens zu Tag polterten. Nachts mußte man mit einer nassen Bettstatt vorliebnehmen. Nur Gottes Wort und Strophen aus dem Gesangbuch gaben die nötige Kraft, dies Ungemach zu ertragen. Man denke ferner an die zum Teil tagelangen Bahnfahrten bei tropischer Hitze, an den Aufenthalt in den Wellblechbaracken in Ahmednagar, an die Trennung von Weib und Kind bei stark beschränktem schriftlichen Verkehr. Man überlege, was es bedeutete, Tag für Tag verleumdet und als Verbrecher behandelt zu werden, ohne sich auch nur mit einem einzigen Wort verteidigen zu können. Man verzeige sich in die Seele eines Mannes hinein, der in Indien sein Lebenswerk gefunden, sich dort eingewurzelt, tausend Fäden und Beziehungen angeknüpft hatte und keinen dringenderen Wunsch kannte, als die Fülle von Arbeit zu leisten, die er noch vor sich erblickte, der nun aber statt dessen im Gefangenenslager seine kostbare Zeit nutzlos verrinnen, seine Kraft unter ungünstigen Verhältnissen dahinsiechen sah. Oder man suche die jungen Männer zu verstehen, die mit froher Hoffnung und frischem Arbeitstrieb in das fremde Land gekommen waren und nun aus der Bahn geworfen wurden, ehe sie noch recht am Werke waren. Man stelle sich das Los der aus ihrem Heim vertriebenen, in fremder, harter Umgebung auf sich selbst angewiesenen Mütter und Kinder recht lebendig vor. Man erinnere sich, wie all das leibliche und seelische Ungemach mit einem hohen Maß von standhafter Geduld getragen wurde, und man wird erkennen, daß hier etwas von dem missionarischen Heldenmut vergangener Zeiten neu geworden ist.“

Die Deportation der Missionare betreffend lesen wir: „Der schwerste Schlag stand der deutschen Mission in Indien immer noch bevor. Am 13. August 1915, reichlich ein Jahr nach dem Ausbruch des Weltkrieges, durchhallte Indien die Kunde, daß die Regierung beschlossen habe, nicht nur die Internierung aller feindlichen Ausländer im militärischpflichtigen Alter aufs strengste durchzuführen, sondern auch alle deutschen

und österreichischen Frauen, Kinder und Männer nichtmilitärfreiwilligen Alters heimzusenden. Für die Mission hatte diese Verordnung eine rückläufige Bewegung zur Folge, welche in der gesamten neueren Missionsgeschichte einzigartig dasteht. Die indische Presse hatte erreicht, was sie längst gefordert hatte. Den deutschen und selbst vielen englischen Missionaren aber kam der Schlag trotzdem unerwartet. Man hatte es nicht glauben wollen und mochte es noch kaum glauben, daß der deutschen Missionsarbeit ein so jähes Ende bereitet werden würde. Das Urteil über die letzte folgenschwere Maßregel der englischen Regierung gegen die deutschen Missionare ist in Deutschland gewissen Schwankungen unterworfen gewesen. Der erste Eindruck war wohl ziemlich allgemein: welch eine frevelhafte Zerstörung der Missionsarbeit! Bald aber setzte eine mildere Betrachtungsweise ein. Einmal machte man sich ernstlich klar, daß England jedenfalls nicht die Sache des Evangeliums habe treffen wollen, sondern rein aus nationalen Motiven heraus handelte. Sodann aber drang um diese Zeit an die Öffentlichkeit, daß gewisse Verhandlungen zwischen der deutschen und englischen Regierung stattgefunden hatten, welche der Heimsendung der nicht wehrpflichtigen Deutschen aus Indien den Charakter einer Auslieferung, also einer verhältnismäßig wohlwollenden Maßregel, zu geben schienen. Durch ein Schreiben des deutschen Reichskolonialamts vom 11. Dezember 1915 ist Genaueres über die erwähnten Verhandlungen bekannt geworden. Nach dem durch Vermittlung der Vereinigten Staaten von Amerika mit der britischen Regierung geschlossenen Abkommen sollten wechselseitig freigelassen werden: 1. Frauen und Mädchen, Ärzte und Geistliche (auch Missionare, soweit sie ordinierte Geistliche sind) ohne Ansehung des Alters; 2. männliche Personen unter 17 Jahren und über 55 Jahre ohne Rücksicht auf ihre etwaige Tauglichkeit zum Militärdienst; 3. dienstuntaugliche männliche Zivilpersonen zwischen 17 und 55 Jahren; 4. Militärpersönchen, die infolge schwerer Krankheit oder erlittener Verlebungen als für jeden ferneren Militärdienst untauglich zu erachten sind. Die Verständigung hinsichtlich obiger Personen hatte Geltung für die beiderseitigen Kolonien und Schutzgebiete. Die britische Regierung teilte am 1. September 1915 mit, daß Vorkehrungen getroffen seien, um feindliche Untertanen zum Zweck ihrer Rücksendung in die Heimat mit den für die ungestörte Ausführung der Reise nötigen Geleitspapieren zu versehen. Das deutsche Reichskolonialamt forderte daraufhin die deutschen Interessenten auf, Verzeichnisse derjenigen Personen einzureichen, von denen bekannt sei, daß die Voraussetzungen für die Freilassung bei ihnen vorlägen, und daß sie in der Tat auch den Wunsch hegten, in die Heimat zurückbefördert zu werden, um gegebenenfalls die Heimsendung der betreffenden Personen durchsetzen zu können. Am 1. September waren hiernach die Verhandlungen bereits zum Abschluß gekommen und englischerseits die ersten Schritte zur Ausführung des Abkommens getan. Unmittelbar vorher, am 13. August, war die Erklärung von Simla

in der Presse erschienen. Das zeitliche Zusammentreffen beider Ereignisse ist schwerlich zufällig. Man wird mit Recht einen ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden vermuten. Zugleich hat man aber den bestimmten Eindruck, daß die Gelegenheit zur Abschiebung mit Freuden benutzt wurde, ja, daß es zu dieser Abschiebung auch ohne die vorausgegangenen Verhandlungen in absehbarer Zeit gekommen sein würde. Nur daß auch die militärflichtigen Missionare von der Maßregel betroffen wurden, könnte eine nachträgliche wirkliche Folge des Abkommens sein. Hierfür spricht der Umstand, daß in der Erklärung von Simla nur Frauen, Kinder und Männer nicht militärflichtigen Alters erwähnt waren, während den militärflichtigen Missionaren der Befehl zur Abreise geraume Zeit später als den übrigen, als sie sich bereits auf eine längere Gefangenshaft in Ahmednagar eingerichtet hatten, zugestellt wurde. Wie man aber auch hierüber urteilen mag, jedenfalls hat die Regierung das, was Deutschland gegenüber als Auslieferung galt, der indischen Öffentlichkeit gegenüber als Ausweisung hingestellt. Die Erklärung von Simla betont die „Notwendigkeit drastischen Vorgehens“. Die Verfügung vom 3. November 1915, durch welche die erste „Golconda“-Fahrt eingeleitet wurde, beginnt mit den Worten: „Auf Grund des Absatzes 3 des Ausländergesetzes von 1864 (III, 1864) hat der Generalgouverneur amtlich zu bestimmen geruht, daß die Ausländer, welche in dem anhängenden Verzeichnis aufgeführt sind, sich aus Britisch-Indien entfernen sollen vom Hafen von Madras aus durch Einschiffung auf dem Dampfer „Golconda“, der von diesem Hafen am oder um den 15. November nach Holland abfährt um das Kap der Guten Hoffnung herum.“ Ein Memorandum vom 18. Februar 1916 bezeichnet die Heimsendung, die sonst schonend repatriation genannt wurde, offen mit deportation. Die Absicht der deutschen Regierung ging dahin, den nicht waffensfähigen noch im feindlichen Auslande lebenden Angehörigen der kriegsführenden Parteien die Möglichkeit unbehinderter Rückkehr zu verschaffen. Durch Ausfertigung der nötigen Geleitspapiere und Beschaffung geeigneter Fahrglegenheit sollte ihnen die Rückkehr ermöglicht werden. Ermöglicht, nicht aufgezwungen! Ihr Antrag heimzukehren war selbstverständliche Voraussetzung. Die „Golconda“-Reisenden aber, speziell die Missionare, sind nicht gefragt worden, ob sie ihre Heimsendung begehrten. Nur in einem ganz vereinzelten Falle ist dies, soweit uns bekannt, geschehen, und in diesem wurde trotz verneinender Antwort die Heimsendung verfügt. Den Leipziger Missionaren D. Pamperien und Beisenherz und dem Faktor Männig wurde dagegen infolge ihres Alters und ihrer schwachen Gesundheit auf ihren Antrag hin gestattet, in Indien zu verbleiben. Es ist unter diesen Umständen vielleicht müßig, zu fragen, wie die deutschen Missionare sich zu einer freiwilligen Abwanderung aus Indien gestellt haben würden. Nachdem man sie in Indien völlig mundtot gemacht hatte, haben manche von ihnen den Befehl zur Abreise als eine Erlösung aus den Stachel-

drahtzäunen nicht ohne Freude begrüßt. Aber die allgemeine Stimmung war anders. Den Basler Missionarsfamilien war beim Ausmarsch von Bellary unbeschreiblich ernst zumute. Eine Missionarsfrau schreibt, sie nehme schweren Herzens von der Baracke Abschied, weil es ein Scheiden von der Arbeit, vielleicht für immer, gelte. Der Senior Hofmann von der Leipziger Kamba-Mission, welcher von Afrika nach Indien geschafft und dort interniert war, gab auf die Anfrage des Kollegiums, ob es seine Heimsendung zu erwirken suchen solle, umgehend die telegraphische Antwort: „Nur wenn es im Interesse der Mission liegt.“ So urteilten die Nächsbeteiligten. Allein die Regierung hat sie nicht gefragt. Gerade diejenigen hat man büßen lassen, die jedenfalls die Allerunschuldigsten waren, einige hundert Männer, Frauen und Kinder, die unter der Sonne des Südens ihre zweite Heimat gefunden hatten und, zum Teil seit Jahren von ihrem Vaterland getrennt, auf die Handlungsweise der deutschen Regierung keinerlei Einfluss hatten. Aus dem glühenden Indien hat man sie nach dem winterkalten Europa gebracht, über den gefahrdrohenden minenverseuchten Ozean.“

Über den schweren Schlag, der der Mission in Indien durch die Ausweisung der Missionare versezt worden ist, verbreitet sich Öple sachlich, wie folgt: Die Sache des Evangeliums hat England mit ihr nicht treffen wollen. So wurde oben bereits gesagt. Aber es hat sie getroffen, so hart wie möglich. Es ist nicht ohne Interesse, festzustellen, wie groß die Zahl der Ausgewiesenen war und wie stark unter ihnen die Missionsangehörigen vertreten waren. Dabei darf man sich auf die Berücksichtigung der Teilnehmer an den beiden „Golconda“-Fahrten beschränken. Zwar sind in einzelnen Fällen noch sonst Deutsche in die Heimat zurückbefördert worden. Allein es handelt sich dabei um verschwindende Ausnahmen, die füglich außer Ansatz bleiben dürfen. Für die beiden „Golconda“-Fahrten aber stellt sich die Berechnung, wie folgt: An der ersten „Golconda“-Fahrt nahmen teil: 477 Personen mit Paß, außerdem einige Säuglinge, im ganzen gegen 500 Personen, darunter 281 deutschprotestantische, 15 englische und 40 katholische Missionsangehörige. Von diesen kommen 117 (30 Männer, 30 Frauen, 8 Schwestern, 49 Kinder) auf die Goßnersche Mission, 12 auf die Breslumer, 24 auf die Hermannsburger, 39 auf die Leipziger, 78 auf die Baseler, 7 auf die Herrnhuter und 4 auf die Mission unserer Synode. Bei der zweiten Fahrt der „Golconda“ betrug die Zahl der indischen Reisenden 403, darunter 295 Missionsangehörige, von denen 15 der Goßnerschen, 57 der Breslumer, 7 der Hermannsburger, 37 der Leipziger, 51 der Baseler und 8 der missourischen Mission angehörten. Die obigen Zahlen sind in mancher Hinsicht bemerkenswert. Sie erinnern zunächst daran, wie verschwindend gering die Zahl der Deutschen in Indien war. In einem Lande mehr als siebenmal so groß wie das Deutsche Reich unter einer Bevölkerung von rund 315 Millionen wenig

mehr als 1000 Deutsche!<sup>13)</sup> Endlich zeigen die Zahlen, wie verheerend der Schlag für die deutsche Mission war. Und zwar ist dieselbe nicht nebenbei betroffen worden, sondern an erster Stelle. Was nach Abzug der Missionsangehörigen übrigbleibt, ist geradezu lächerlich wenig. Wir fragen: Hat die Regierung sich klargemacht, daß ihre Maßregel im wesentlichen auf eine Austreibung der deutschen Missionare hinauskam? Es besteht darüber leider kein Zweifel. Sie hat unter dem Druck der öffentlichen Meinung die vermeintlichen nationalen Forderungen, in Wahrheit nur die Forderungen chauvinistischen Hasses allen andern, höheren Überlegungen rücksichtslos vorangestellt. Ja, noch mehr, es muß nunmehr konstatiert werden, daß die Aktion im letzten Grunde sich nicht nur gegen den einzelnen Missionar als feindlichen Ausländer, sondern gegen den gesamten Organismus der deutschen Mission gewendet hat. In der *Madras Mail* vom 5. Juli 1915 stand zu lesen, die Majorität der englischen Missionäle vertrete mit ganzem Herzen die Ansicht, daß für die Deutschen jedes Ranges, jedes Glaubens und Berufes Indien in Zukunft ein verschlossenes Land sein müsse! Die Handelskammer von Madras behauptete in ihrem Aufruf an die Regierung, die Missionare seien besonders gefährlich. Es handelte sich um die planmäßige Ausschaltung wie jeglichen deutschen Einflusses so auch der deutschen Mission. Unter dem Eindruck solcher Strömungen in der öffentlichen Meinung stand die Regierung, als sie die deutschen Missionare aus Indien austrieb. Die „Golconda“-Fahrten sind also in den größeren Zusammenhang der Gesamtaktion gegen das Deutschtum überhaupt einzuordnen. Die englische Politik ist hiernach klar. Man will „keine deutsche Beeinflussung mehr haben“. Die deutsche Mission ist ein Faktor des deutschen Einflusses. Also ist sie mit diesem zu vernichten. Ihr Eigentum untersteht der Verwaltung der Regierung, nötigenfalls der Konfiskation. Sollte es aber gelingen, das Gefäß der Organisation gründlich von dem deutschen Inhalt zu säubern, ohne es zu zerbrechen, so mag man es ja immerhin, da es doch, auch vom Regierungstische aus gesehen, nicht ganz wertlos ist, immerhin konservern und mit neuem, das heißt, englischem oder allenfalls amerikanischem Inhalt füllen. Aber in erster Linie muß der deutsche Einfluß völlig ausgeschaltet werden.

„Dies wird noch deutlicher werden“, fährt Opke fort, „wenn wir noch zwei einzelne in denselben Zusammenhang hineingehörende Punkte besonders ins Auge fassen, die Schulpolitik der indischen Regierung während des Krieges und die Behandlung der Missionare nichtfeindlicher Nationalität. In der Erklärung von Simla findet sich ein kurzer Passus, überschrieben ‚Hilfe für auswärtige Missionen‘. In diesem

13) Zu den Ausgewiesenen kommen die in Ahmednagar Internierten. Im ganzen mögen gegen 1200 Deutsche in Indien gelebt haben. Genau war die Zahl trotz mehrfacher Bemühungen nicht festzustellen.

Passus wird zunächst daran erinnert, daß deutsche und österreichische Missionen vor dem Kriege mancherlei Zuschüsse für ihre erzieherischen und philanthropischen Unternehmungen aus öffentlichen Mitteln erhalten. Es wird dann berichtet, am 15. Juni sei der Befehl gegeben, daß alle solche Unterstützung aufhören solle. Dieser Befehl trat am 30. September in Kraft. Ein weiterer, noch schwererer Schlag erfolgte zu Anfang des Jahres 1916. Am 21. Januar wurde die staatliche Anerkennung der deutschen Missionschulen mit Wirkung vom 31. März zurückgezogen. Wer da weiß, welchen Wert der Jünder auf einen staatlich verbrieften Nachweis der 'Bildung' legt, versteht, daß die Durchführung dieser Maßregel so ziemlich die Vernichtung des blühenden deutschen Missionschulwesens in Indien bedeutet hätte. Dieses Vorgehen steht scheinbar völlig im Widerspruch mit der Tatsache, daß die Regierung nach Kriegsbeginn das School Grant nicht nur zunächst in der gewohnten Weise weiterzahlte, sondern sogar besondere Kriegshilfen bewilligte und auch später zu einer ähnlichen Praxis zurückkehrte. Eine Andeutung der Lösung des scheinbaren Widerspruchs liegt in den wiederholten Versuchen der Regierung, Missionschulen völlig zu übernehmen. Stellenweise hat man dabei den Eindruck gehabt, daß die Regierung ihre Dienste geflissentlich meist für die blühendsten Missionschulen anbot. Später ließ sie sich auf Fürsprache des Missionary Educational Council bereit finden, die Missionschulen, nachdem sie einer britischen, bzw. internationalen Kommission unterstellt worden waren, erneut anzuerkennen. Sachlich kann man sich dieser Lösung vielleicht freuen. Über die Gedanken aber, welche die indische Regierung leiteten, darf man sich keinerlei Illusionen hingeben. Es ist auf die völlige Ausschaltung des deutschen Elementes in der Mission auf dem Boden der britischen Kolonien abgesehen. Kann dieser Zweck nur durch Zerstörung der deutschen Missionseinrichtungen erreicht werden, so muß dieser Weg beschritten werden. Gelingt es aber, die Einrichtungen nach Ausschaltung des deutschen Elementes zu erhalten und unter britischen Einfluß zu bringen, um so besser. Mindestens ebenso bezeichnend ist das Verhalten der Regierung gegenüber den Missionaren nichtfeindlicher Nationalität. Die Basler, zum Teil auch die Leipziger Mission und die Brüdergemeine hatten auf ihren indischen Missionsfeldern einzelne Missionare neutraler oder England befreundeter Nationalität, welche für die Weiterführung des Werkes einen überaus wertvollen Grundstock von Arbeitern bildeten, den man durch Nachsendungen zu verstärken hoffen konnte. Außerdem haben bekanntlich verschiedene deutsche Gesellschaften ihre Arbeit zur Weiterführung an neutrale Gesellschaften übergeben, die Leipziger Mission an die schwedische Kirchenmission, die Hermannsburger Mission an die Mission der amerikanischen Ohio-Synode, die Breslumer Mission an die Mission des amerikanischen Generalkongils. Die Regierung hat diese Hilfsmaßregeln genehmigt, ihre Ausführung indessen nur unter auffallenden Beschränkungen zu-

gelassen. Obwohl die Basler Mission zunächst als neutral anerkannt worden war, und zwar einschließlich ihrer industriellen Anlagen, wurde sie später gezwungen, die Verbindung zwischen der doch auf neutralem Boden befindlichen heimischen Leitung und dem indischen Missionsfelde völlig zu lösen, um den Verdacht deutscher Beeinflussung zu vermeiden. In der Leipziger Mission mußten die beiden Missionare Bruker und Hoffmann, obwohl russische Untertanen, aus dem Kirchenrat ausscheiden, ehe die Übergabe an die schwedische Kirchenmission genehmigt wurde. Später wurde auch solchen schwedischen Missionaren, welche bereits vorher Fühlung mit der deutschen Arbeit gehabt hatten, das Wirken im Leipziger Gebiet untersagt. Superintendent Begell mußte aus dem großen Missionshause in Madras, wohin er als Leiter des gesamten Werkes übergesiedelt war, wieder weichen. Selbst Verwandtschaft mit Deutschen genügte für einen Missionar neutraler oder befreundeter Nationalität, um ihn der Regierung anstößig zu machen. Auch der Hermannsburger Missionar Scriba mußte, obwohl britischer Staatsangehöriger, das eigentliche Hermannsburger Missionsgebiet verlassen. Man sieht, die Regierung nahm es wirklich sehr genau damit, jedes Häuserchen älterer Tradition, das etwa noch hätte haften bleiben können, gründlichst zu entfernen. Der schwerste Schlag für die Mission liegt aber erst in dem Landungsverbot für nichtenglische Missionsarbeiter, welches gegen Mitte des Jahres 1916 erlassen wurde. Über den Zweck dieser Anordnung hat sich die Regierung in einer kurzen Erklärung ausgesprochen, welche unter der bezeichnenden Spitzmarke 'Vorsicht vor feindlichen Agenten' in der Presse erschien.<sup>14)</sup> Es sei nicht ihre Absicht, das wichtige und aufopferungsreiche Werk der amerikanischen und sonstigen neutralen Missionsgesellschaften irgendwie zu diskreditieren oder zu schädigen. Aber die Erfahrung habe gelehrt, daß einige Vorsichtsmaßregeln notwendig seien, um Sicherheit zu bieten, daß Personen, welche die Absicht hätten, in Indien Mission zu treiben, nicht in aktiver Sympathie mit den Feinden des britischen Reiches stünden oder der guten Gesinnung gegen die Regierung des Landes er mangelten. Diese Begründung läßt keinen Zweifel darüber, gegen wen die Spitze der neuen Verfügung sich richtete, nicht gegen die neutralen Missionen überhaupt, sondern gegen diejenigen von ihnen, welche die früher deutschen Missionen notdürftig fortführten. Der Verdacht auf antienglische Propaganda wird auch auf sie ausgedehnt. Vollends hat aber die englische Regierung ihre Grundsätze in ihrem weiteren Verhalten der Basler Mission gegenüber enthüllt. Der Fortbestand des Werkes in Indien und auf der Goldküste wurde davon abhängig gemacht, daß seine Leitung einem aus lauter geborenen Schweizern bestehenden, seiner politischen Gesinnung nach aber nicht etwa neutralen, sondern ausgesprochen anti-deutschen Verein übertragen und eine britische Mission satzungsgemäß

14) *Times* vom 17. August 1916.

als Mitarbeiterin angenommen werde. Die zweite Bedingung wurde offenbar gestellt, um eine fortwährende politische Kontrolle der Arbeit zu ermöglichen. Und zwar sollte diese Kontrolle ausdrücklich auch auf die leitende Heimatsbehörde ausgedehnt werden, sofern in dieselbe ein oder zwei in der Schweiz ansässige schottische Kürpfarrer eintreten sollten. Auch sollten die angehenden Missionare ihre Ausbildung nicht mehr in Basel erhalten, sondern in Genf, wo bereits 1913 bis 1915 eine kleine Zweiganstalt des Basler Missionshauses bestanden hat. Endlich sollten alle zukünftig ausziehenden wie auch die bereits auf den Missionsfeldern befindlichen Missionare sich um eine besondere Regierungserlaubnis zu bewerben haben. Schon im Sommer 1916 hatte der britische Konsul in Basel einige vor der Ausreise nach der Goldküste stehende schweizerische Missionsarbeiter einzeln vorgenommen und sie über ihre politische Gesinnung befragt, wobei er die Antwort nicht gelten ließ, daß man Schweizer und daher neutral sei. Das Basler Komitee hat sich bis zum äußersten bemüht, im Interesse der Erhaltung des Werks der britischen Regierung nach Möglichkeit entgegenzukommen. Selbst die Mitarbeit eines oder zweier Schotten auf der Goldküste wurde zugestanden. Ein Recht weiterer politischer Bevormundung aber konnte schon um der übernationalität der Mission willen nicht eingeräumt werden, wie denn selbst der neugebildete schweizerische Missionsausschuß die politische Bindung an die Sache der Alliierten, obwohl in verbindlicher Form, ablehnte. Die Regierung brach daraufhin die Verhandlungen ab und kündigte der Mission die Auflösung sowie der bereits vorher von der Mission völlig abgetrennten rein schweizerischen Missionshandlungsgesellschaft die Liquidation an. Die Begründung dieser Maßregel in dem Schreiben vom 28. Januar 1918 ist in ihrer Art klassisch und verdient für immer festgehalten zu werden: „Beide, die Mission und die Handlungsgesellschaft, sind ihrem Zweck und Ziel nach (to all intents and purposes) deutsche Organisationen, und es ist angenommener Grundsatz der Regierung Seiner Majestät, Organisationen dieser Art für die Dauer des Krieges und auf unbestimmte Zeit nach dem Kriege zu beseitigen, gleichviel ob sich die einzelne antibritisches Handlungen oder Bestrebungen schuldig gemacht hat oder nicht. Diesem Grundsatz gemäß hat die indische Regierung hinsichtlich der Basler Mission und der Handlungsgesellschaft in Indien bereits das Nötige eingeleitet.“<sup>15)</sup>

„Nach alledem“, so schließt Opke diesen Abschnitt, „ist kein Zweifel mehr möglich, daß wir es mit dem großangelegten Versuch einer planmäßigen Ausschaltung der deutschen Mission in den britischen Kolonien<sup>15)</sup>

15) Der Versuch ist allerdings bislang nicht völlig durchgeführt. In Südafrika z. B. ist die deutsche Mission nur teilweise gestört. Aber aus Britisch-Südafrika, Ägypten, Nordborneo, Hongkong ist die deutsche Mission völlig vertrieben.

zu tun haben. In diesen Zusammenhang gehört die Repatriation der „Golconda“-Reisenden. Und nur in diesem Rahmen kann sie richtig verstanden werden. Danach ist die Schwere des Schläges zu ermessen, der die deutsche Mission in Indien betroffen hat. — Die Fäden einer mehr als zweihundertjährigen Geschichte sind zerschnitten worden. In Tranquebar am Ufer des Indischen Ozeans erinnert ein schlichter Denkstein neben der alten Dansborg an die Geburtsstunde des deutschen Missionswerkes in Indien, ja an die Geburtsstunde der deutschen und indischen Mission überhaupt. Denn was vor 1706 in Deutschland für die Mission geschah, trägt völlig sporadischen Charakter. Und in Indien gibt es mindestens evangelische Mission ebenfalls erst seit dem genannten Jahr. Männer wie Ziegenbalg und Schwarzkopf, der „Königspriester“ von Landskron, haben ihre Namenszüge für immer in die Tafeln der deutschen und indischen Missionsgeschichte eingegraben. Ihr Andenken wird in Ehren bleiben, auch wenn die von ihnen gebauten Kirchen einst zerfallen sind. Unter den Sendboten der Leipziger Mission, welche das Erbe der dänisch-hallischen Mission antrat, ragen Charaktergestalten wie Cordes und M. Schwarz hervor. Die Basler Mission stellte den fünen Streiter Hébich und den gelehrten Sprachforscher Dr. Gundert. Neben der Förderung der eigentlichen Missionsarbeit entfaltete sie ein überaus reiches Maß sozialer Fürsorge für die gewonnenen Christen. Schlicht mutet daneben die Arbeit der Hermannsburger Mission unter den Telugu an. Allein wer da weiß, mit welcher Kraft der erste Sendbote, Mylius, sich nach Indien, seiner „ersten Liebe“, zurücklehnte, mit welchem Pflichtgefühl der alternde Louis Harms sich unter die neue Last beugte, mit welcher zähen Geduld seitdem die schwere Arbeit von den Missionären getan, von der Missionsgemeinde getragen ist, dem wird auch die Geschichte dieser kleinen Mission ehrwürdig. Und gilt etwas Ähnliches nicht auch von der noch kleineren Arbeit der Brüdergemeine im Himalaja? Seit mehr als einem halben Jahrhundert steht sie arbeitend und wartend auf Vorposten an der Grenze des verschlossenen Tibet. Weit dramatischer ist die Geschichte der beiden zuletzt zu nennenden Missionen in Indien verlaufen. Die Goßnersche Mission erinnert in ihrer Entwicklung vielfach an die Jünger beim großen Fischzug, welche ihre dicht gefüllten Netze kaum emporziehen vermochten, wiewohl ihr auch andersartige Erfahrungen nicht erspart geblieben sind. Und der Breitkumer Mission ist es durch Gottes Gnade gelungen, in einem Menschenalter die stattliche Schar von 14,000 Christen in schnellem Ansturm für Jesu Königsherrschaft zu gewinnen. Welch eine reiche Geschichte! Nun hat eine rauhe Hand den Aufzug des Gewebes vor der Zeit abgerissen.“

„Wie fest das Band der Gemeinschaft geschlungen war, haben die Szenen, welche beim Abschied der deutschen Missionare sich abspielten, genugsam gezeigt. überall wollte des Händedrückens und Abschiedsnehmens kein Ende werden. Zu Missionar Hauses traten am letzten Tage in Kalkutta zwei christliche Mädchen und baten um einen „Abschieds-

segen'. Mehr konnten sie nicht herausbringen. Ihre Dankesworte wurden von Tränen erstickt. Am andern Morgen kam ein Brief von der schüchternsten von ihnen, Natni, das heißt, Edelstein, mit vielen Trostsprüchen der Heiligen Schrift, deren Auswahl von einem Verständnis zeugt, das man jeder europäischen Christin wünschen möchte. Zwischen eingefügt sind tiefempfundene Abschiedsworte: „Wenn ich an Weihnachten und Ihre letzte Predigt denke, so will mir das Herz brechen.... Aber der Herr tröstet.... Ihr Weggang wird sowohl für die Gemeinde als für die Arbeit unter den Heiden ein großer Schaden sein. Aber Gott sei Dank, er wird sein Volk nicht verlassen. Er ist nahe!“ Ebenso dachten die Männer. Ein eingeborner Pastor schrieb an einen Missionar: „Gestern abend kehrte ich aus dem Distrikt nach Hause zurück und erfuhr durch den Katecheten die schreckliche Nachricht, daß alle unsere Missionare, die über dem Militäralter stehen, und alle Familien unserer Missionare binnen kurzem nach Deutschland zurückgeschickt werden sollen. Das sind wahrlich herzbewegende Nachrichten. Ich konnte die ganze letzte Nacht keinen Schlaf finden. Sie, unsere Wohltäter und geistlichen Führer, haben Ihre Heimat um unsertwillen verlassen und müssen nun all diesen Kummer, diese Entbehrungen und Entwürdigungen erdulden.... Möge der allmächtige Heiland, der Herr über Winde und Wellen, des Teufels Ungeist um Ruhe bringen zu seiner Zeit und in Ihre Herzen den himmlischen Frieden geben, den die Welt nicht kennt. Möge der Herr, der unser treuer Hirte ist, Sie unter seinen Schutz nehmen und Sie alle trösten und erquicken! Sein Wille geschehe! Amen.“ Starke Männer weinten beim Abschied wie Kinder. Alte Witwen zeigten fliegend auf ihre Kleider, um ihre Dankbarkeit für die Wohltaten, die die Mission ihnen getan, zu bezeugen. Selbst in manch altem harten Paradiesgesicht sah man Tränenspuren. Als die Hermannsburger Schwester Martha Dreves die Schülerinnen der Mädchenschule in Gudur auf das Scheiden vorbereitete, sagten die Kinder: „Ama, Sie dürfen nicht fortgehen, nein; sagen Sie nur, daß es gut sein kann, daß Sie hier bleiben; ich muß abends so viel weinen, wenn ich daran denke, daß wir einmal ohne unsere Mutter hier sein müssen.“ Im Himalaja beteten die Christen, daß der Rotangpaß sich doch bald durch Schneemassen schließen möchte, damit niemand mehr hinaus könnte, auch ihre geliebte Missionarsfamilie nicht. Allein es mußte geschieden sein. In den letzten Tagen spielte sich im Missionshause zu Sheland ein bewegtes Leben ab. Viele baten um Arznei, für die Gegenwart wie für die Zukunft! Andere schauten nach einem Andenken aus; wieder andere brachten ein Geschenk, um womöglich eine etwas wertvollere Gegengabe in Empfang zu nehmen.“ Endlich ist alle Arbeit getan, die letzte Ansprache gehalten, die letzte Kommunion, das letzte Liebesmahl gefeiert. Von Christen und Heiden, groß und klein, hoch und niedrig begleitet, geht man hinaus. „immer und immer wieder ein warmer Händedruck! Dann ziehen die Reisenden allein still und nachdenklich dahin. Nach einer knappen Stunde

biegen sie um eine Felswand. Da wieder eine kleine Menschenansammlung! Es ist die Frau eines Evangelisten mit ihren elf Kindern. Unter vielen Tränen nehmen auch sie Abschied. „Kommt bald wieder!“ so rufen sie den Reisenden nach. „So Gott will, nur zu gern!“ schallt es zurück. Überall im Süden wie im Norden Indiens dasselbe Bild. Mag man auch ein gut Teil auf das Konto der lebhaften Empfindung der Orientalen zu setzen geneigt sein, es bleibt immer noch genug des Herzbewegenden übrig. Man muß versuchen, diese Einzelbilder mit dem geschichtlichen Hintergrund zusammen zu schauen, und man muß ferner erwägen, wieviel die Missionare, die in solchem Maße die Liebe und das Vertrauen der Eingeborenen besaßen, noch hätten leisten können. Dann erst gewinnt man ein richtiges Urteil über die Schwere der Katastrophe. Wieviel aufblühendes Leben ist zerstört! In den unzugänglichen Gebirgsdörfern von Kaschmir hatten die Eingeborenen eben wieder neues Vertrauen gesetzt — da kam die Trennung. Die Basler Mission plante den Bau einer Predigt- und Lesehalle in Kalikut, die Errichtung eines Magdalenenchhls, die Übernahme einer heidnischen Primarschule, eine Erweiterung der Kollegeschule. Das Frauenspital, zu dem die Regierung noch zur Zeit der Kriegserklärung 13.000 Mark Zuschuß bewilligte, war nahezu vollendet usf. Ähnlich stand es in anderen Missionen. Allenthalben frohes Raten und Taten. Da mähte der Krieg das meiste hinweg. Er erschütterte die deutsche Mission in Indien bis in ihre Grundlagen und stellte ihren Bestand in Frage. Man sage nicht achselzuckend, das seien nun einmal die schmerzlichen Folgen des Krieges, die man tragen müsse. Nein, erst durch die Ausweisung sind die Folgen so schwer geworden. Solange die Missionare nur interniert waren, konnte man den Kriegszustand als eine zwar bittere, aber kurze Episode der indischen Missionsgeschichte betrachten. Durch die Ausweisung hat die indische Regierung, um es pointiert auszudrücken, soweit es in ihrer Macht stand, die gesamte Geschichte der deutschen Mission in Indien zu einer Episode gestempelt. Solange die Missionare noch im Lande sich befanden, war der Baum der deutschen Mission nur entblättert. Durch die Ausweisung ist er einstweilen entwurzelt.“

Die beiden „Golconda“-Fahrten endlich beschreibt Opke, wie folgt: „Die Abreise der ‚Golconda‘ wurde zunächst auf den 20. September festgesetzt, dann aber noch um volle zwei Monate hinausgeschoben. Es war für die Missionarfamilien, besonders soweit sie noch nicht interniert waren, peinlich genug, die ganze Zeit in nur noch mangelhaft eingerichteten Wohnräumen sozusagen auf dem gepackten Koffer sitzen zu müssen. An allerlei Kleinigkeiten, z. B. an das Mitnehmen von Seife, wurden sie erinnert. Dagegen ließ man sie bis zuletzt darüber in Unwissenheit, ob sie wirklich mit der ‚Golconda‘ fortkämen oder nicht. Einigen ist noch in letzter Stunde abtelegraphiert worden. Das Schiff war stark überfüllt und unsauber, die Kost zwar genügend, aber schlecht zubereitet und schmutzig. Die Sicherheitsvorkehrungen standen nicht

mit den Gefahren der Reise im richtigen Verhältnis. Der nächtliche Abschied von der „Golconda“ im Londoner Hafen wird allen Teilnehmern in fatale Erinnerung bleiben, und die einstweilige Zurückbehaltung einzelner oder bei der zweiten Fahrt sogar sämtlicher Männer im Alexandra Palace war ein Stück schwerverständlicher Willkür. Allein es überwiegt der Dank für die göttliche Bewahrung, die die Reisenden beider Fahrten so sichtbar erfahren haben. Die Berichte der Augenzeugen enthalten auch darüber hinaus manchen freundlichen Zug, z. B. die Weihnachtsfeier in der Nähe von St. Helena, um die sich der erste Offizier des Schiffes so verdient machte. Besonders erfreulich ist auch der Umstand, daß sich die zweite Fahrt von der ersten in mancher Hinsicht vorteilhaft unterschied. Vielleicht hatte sich der Kapitän die anlässlich der ersten Fahrt laut gewordenen Beschwerden doch etwas zu Herzen genommen. Auch den indischen Behörden wird man gern zubilligen, daß sie besonders die zweite Fahrt im ganzen mit Sorgfalt und gutem Willen vorbereitet haben. Der Bericht des leitenden Offiziers,<sup>16)</sup> welcher wohl nicht ohne Zustimmen der englischen Regierung auch nach Deutschland gelangt ist, gibt davon ein gutes Bild. Ein Teilnehmer der zweiten „Golconda“-Fahrt hat dieses Bild in allen wesentlichen Zügen als richtig anerkannt.“

Wenn man sich des Eindrucks kaum erwehren kann, daß allerdings die englische Regierung, und zwar mit Zustimmung der englischen Missionsgesellschaften, entschlossen ist, alles Deutsche in Indien auszurotten, selbst wenn dabei die Kirche Christi schweren Schaden leiden sollte, so spricht dagegen aus dem Buche Opkes, der hierin auch die Majorität

16) Vgl. "Report on the Repatriation of the Hostile Aliens by the S. S. Golconda. Letter from the Repatriation Officer, Bombay, dated the 13th April, 1916." Einige Einzelheiten mögen hier Platz finden. Es sollte den Fremden das lange Entbehren ihres Gepäcks erspart werden. Das Mitnehmen von Dienern scheiterte nur an Raumangst. Die polizeiliche Untersuchung der Damen sollte durch eine lady vollzogen werden. In der Nähe des im Hafen liegenden Schiffes waren Verkaufsstände aufgeschlagen, damit den Reisenden Gelegenheit geboten würde, vor ihrer Einstaffung Kleidungsstücke und Erfrischungen zu kaufen. Das Secretary of State's Orders hatte ausdrücklich befohlen, daß alle unnötige Unbequemlichkeit (discomfort) vermieden würde. Am Schlusse des Berichts sind aus den ersten an Bord geschriebenen Briefen, welche die Befreiung passierten, angeblich sämtliche Urteile über Behandlung, Unterbringung und Verpflegung abgedruckt. Dieselben lauten überwiegend günstig, stammen allerdings zum Teil offenbar von nicht gerade verwöhnten Leuten. Die „Golconda“ wird z. B. ein "enorm" oder "very fine ship" genannt. Immer wieder heißt es, alles sei besser, als man erwartet. In Puna war die Frühstückstafel für die Reisenden mit Blumen verziert. Klagen werden laut über Verwirrung, enge Kajüten, viel Geräusch, Gerüche von der Küche her sowie über die Trennung von Männern und Frauen schon während der Bahnhofsfahrt.

der deutschen Missionare zu vertreten scheint, die edle und wahrhaft christliche Gesinnung, daß die Erbitterung gegen England die deutschen Christen in keiner Weise hindern darf und soll, das Gnadenreich unsers hochgelobten Königs Christi zu bauen, einerlei, wo immer das sein mag. Diese Gesinnung ist wohl auch der Grund der überaus zurückhaltenden Sprache D. Öpkes mit Bezug auf die britische Vernichtung der deutschen Mission und Behandlung der deutschen Missionare in Indien. Öpke meint, der Tag sei nicht fern, da die englischen Christen sich der Behandlung der deutschen Missionare in Indien gründlich schämen würden. Daran ist aber so lange kaum zu denken, als die britischen Missionen, wie das vielfach schon seit Jahren der Fall war, das britische Weltreich so gut wie identifizieren mit dem Reiche Christi.

Das große, unsagbare Unglück, welches der Weltkrieg, wie über ganz Deutschland, so auch über seine Missionen gebracht hat, ist, was auch Öpke nicht verkennt, ein gerechtes Strafgericht Gottes. In seinem Pamphlet „Die staatlichen Umtwälzungen der Gegenwart im Lichte des Wortes Gottes“ schreibt P. H. Eitmeier von Steeden: „Aber hat denn unser Land den Born Gottes in dem Maße verdient? Ach, wer könnte das leugnen? Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen“, Luk. 12, 48. Unserm Lande ist in der Tat viel von Gott gegeben. Es hat durch das gesegnete Werk der Reformation die reine Lehre des Evangeliums empfangen. Welch eine große Gnade war das, die es vor vielen andern Ländern gehabt hat! Aber wie wenig dankbar hat sich unser Volk für diese Gnade gezeigt! Wie schändlich verachtet es das alte Evangelium gerade in unserer Zeit, wo es dem modernen Unglauben Tür und Tor in der Kirche aufgetan hat! Verachtung seines Wortes ist eine Sünde, die Gott am allerwenigsten leiden kann, und die ganz besonders seinen Born erregt. So müssen wir es als ein gerechtes Gericht Gottes erkennen, daß gerade in der Zeit der vierhundertjährigen Jubelfeier der Reformation sich der schreckliche Zusammenbruch unsers Volkes anbahnt. Gott hat unserm Lande auch in irdischer Hinsicht viel gegeben. Er hat unser Volk zu einer hohen Stufe der Kultur und Bildung emporsteigen lassen. Unsere Gelehrten haben es weit gebracht, z. B. in der Erforschung der Geheimnisse der Natur; sie haben noch im Kriege durch allerlei Erfindungen Großes geleistet. Aber unser Volk hat seine Kultur und Wissenschaft vielfach nicht in den Dienst Gottes gestellt. Unsere Männer der Wissenschaft haben nicht haltgemacht vor dem unschöbaren Worte Gottes, sondern über dem teuren Bibelbuch zu Gericht gesessen und es meistern wollen; so müssen wir es als ein Gericht Gottes ansehen, daß jetzt gleichsam alle Wissenschaft bei uns zuschanden geworden ist und nicht weiß, wie unserm Volk in seiner verzweifelten Lage zu helfen ist. Gott hat unserm Lande lange Jahre des Friedens geschenkt und es zu Reichtum und großer Macht kommen lassen. Aber unser Volk hat sich nicht dankbar für diese Wohltat gezeigt, es hat den Geber aller guten Gaben vergessen und verworfen, es hat um das gol-

dene Kalb des Mammons getanzt und seinen Wohlstand zu Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen mißbraucht; so ist es ein gerechtes Gericht Gottes, daß die Feinde jetzt unser Gold rauben und das Land arm machen. Gott hat uns im Kriege anfangs große Erfolge beschert, Gewaltiges ist geleistet und errungen worden. Aber unser Volk hat Gott nicht dafür die Ehre gegeben. „Unsere Heeresmacht“, „Unsere gute Organisation“, „Unser Hindenburg“, das waren die Gözen, auf die man vertraute. So hat Gott jetzt gezeigt, daß er seine Ehre keinem andern geben will, indem er trotz aller großen Heere und guten Führung unser Land von innen hat zusammenbrechen lassen. Und nicht bloß für unser Volk überhaupt, sondern gerade auch für unsere Vornehmen und Fürsten ist der gegenwärtige Zusammenbruch und Umsturz ein gerechtes Gericht Gottes. Wir wollen nicht über die einzelnen Personen der abgesetzten Fürsten urteilen. Trotzdem müssen wir es als ein Walten der göttlichen Gerechtigkeit ansehen, daß unsere Könige und Fürsten durch die Hände der Ungerechten ihres Amtes entsezt worden sind. Haben nicht gerade unsere Fürsten oft der Kirche Gottes, statt ihr zu dienen, schwer geschadet? Haben sie nicht oft mitgeholfen, der liberalen Theologie Anerkennung zu verschaffen? War nicht der berühmte Christusleugner Harnack ein angesehener Mann in Berlin? Haben sie nicht die reformierte Kirche und später die Union auf alle Art begünstigt und dadurch der lutherischen Kirche den größten Schaden bereitet? Haben nicht unsere Fürsten mit dem großen Antichristen in Rom oft geliebäugelt und sein Reich gefördert? Hätten nicht unsere Fürsten den Hochmut und Standsdünkel, der sich bei vielen Offizieren zeigte und die Untergebenen verbitterte, besser bekämpfen müssen? Hätten sie nicht mit größerem Ernst gegen die entsetzliche Unsitthlichkeit im Heere gerade auch im Kriege einschreiten müssen? Es ist kein Zweifel: der plötzliche Sturz aller unserer Fürsten ist ein Gericht Gottes über sie, wie wir denn überhaupt das schreckliche Unglück, das unser Land getroffen hat, als eine gerechte göttliche Strafe für die Sünden unsers Volkes ansehen müssen. Als im Anfang des Jahres 1871 das neue Kaiserreich aufgerichtet werden sollte und viele für Deutschland eine neue Zeit der Blüte und Herrlichkeit erwarteten, schrieb der selige Pfarrer Brunn in Steeden in seinem Blatte („Ev.-luth. Mission und Kirche“ 1871, S. 5 f.): „Mag es sein, daß die nächste Zukunft noch eine Zeit eines gewissen politischen Aufschwunges für Deutschland bringen wird; das einzige und beste, was ich für mein Teil davon hoffe und erwarte, ist lediglich das, daß Gott uns durch die politische Einigung und Macht Deutschlands sowie durch den Schutz seines neuen Kaisers und seiner ungeheuren Kriegsstärke noch einige Jahre bürgerlichen Friedens gewähren wird. Das wird dann vielleicht für unser Deutschland die letzte Gnadenzeit und Gnadenheimsuchung Gottes sein, bevor die letzten schrecklichen Gerichte Gottes kommen, in denen alles zusammenbricht. Die gegenwärtige politische Neugestaltung Deutschlands wird uns aber gewiß keine Besserung und kein Aufhalten des

inneren geistlichen Verderbens unserer Zeiten und darum auch keine innere geistliche Erneuerung des deutschen Volkes und der Kirche bringen. Dazu hat es so gar keinen Anschein.<sup>4</sup> Wie Pfarrer Brunn mit prophetischem Geiste es vorausgesehen hatte, so ist es geschehen. Unser Volk hat die Gnadenheimsuchung Gottes, die wir in den vergangenen Jahren des Friedens und der irdischen Herrlichkeit erlebt haben, verachtet; eine innere Erneuerung ist nicht erfolgt, sondern der Unglaube und Abfall hat nur zugenommen; so ist denn Gottes Gericht nicht ausgeblieben. O daß unser Land die Hand des Herrn erkennen wollte, die es geschlagen hat! O daß es sich in wahrer Buße vor Gott demütigen wollte! Und haben nicht auch wir Christen teil an der Sünde unsers Volkes, gerade an der großen Hauptfünde, der Verachtung des Wortes Gottes? Uns insonderheit hat Gott viel gegeben, nämlich die reine Lehre seines Evangeliums. Aber wie wenig findet er bei uns! Wie gleichgültig sind wir oft dagegen! Wieviel fehlt es oft im christlichen Leben und Wandel! So wollen wir erschrecken vor dem Zorne Gottes über die Sünde, der in der gegenwärtigen Zeit uns so recht vor Augen tritt, und uns demütigen unter seine gewaltige Hand, daß er uns erhöhe zu seiner Zeit. „Gott, sei uns gnädig nach deiner Güte und tilge unsere Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ Ahrie, eleison!“

Wollte Gott, daß in dieser Weise alle Deutschen in der Welt mit sich selber ins Gericht gehen würden! Möge vor allem Deutschland seine besondere und schwerste Sünde nicht übersehen, die nämlich, daß es in seinen großen Massen und insonderheit in vielen seiner ton-angebenden Theologen und kirchlichen Führer den ihm vor andern Völkern von Gott geschenkten Propheten mit dem ewigen Evangelium von der freien Gnade in Christo verworfen und die durch Luther wieder ans Licht gebrachte göttliche Wahrheit mit Füßen getreten hat — ein Abfall, von dem selbst die deutschen Missionen nicht ganz freizusprechen sind, auch nicht die so schwer betroffene Leipziger Mission. F. B.

---

## Literatur.

---

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Canada-Distrikts mit einer ausführlichen exegetischen Arbeit von P. Th. H. Hügli über Richt. 1—3, 4: „Israels Abfall vom Herrn.“ (23 Gts.)
2. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit einem Referat von P. Paul Schulz über „Die menschliche Natur Christi“ und einer Arbeit von Schulvisitator A. C. Stellhorn über das Thema: „Was bestimmt den segenbringenden Fortbestand unserer christlichen Gemeindeschule?“ (Fortsetzung.) (25 Gts.)
3. Proceedings of the Fifth Convention of the English District of the Missouri Synod. — Dieser Bericht bietet eine gründliche Arbeit von P. J. R. Gräbner über das Thema: „Our Present-day Attitude toward the Lodge.“

Behandelt wird 1. das Logengeheimniß, 2. der Logeneid, 3. die Logenreligion, 4. die vorgeblische Liebestätigkeit der Logen, 5. die Stellung, welche Christen gegen die Logen einzunehmen haben. (28 Cts.)

4. "The History of the Passion and Death of Our Lord and Savior Jesus Christ. According to the Four Gospels." — Geteilt ist hier die Passionsgeschichte in 12 Lektionen. (4 Cts.; Dutzend 36 Cts.; 100: \$2.50.)

5. "God Bless Our Parochial Schools." By N. J. Bakke. — Geschildert wird hier der Segen unserer Gemeindeschulen für Haus, Kirche und Land. (4 Cts.; Dutzend 36 Cts.; 100: \$2.50.)

6. "Endorsements of the Principles Underlying the Religious Week-day School." By American Educators, Editors, and Statesmen. Collected by Th. Graebner. — Daß das Englischwerden unserer Gemeinden auch eine Gefahr für unsere Gemeindeschulen involviert, bezweifelt wohl niemand. Aber Gefahren sind da, nicht um denselben zu erliegen, sondern damit sie von Christen überwunden werden. Dazu leistet dieser Traktat vortreffliche Hilfe. Preis: \$1.35 das Hundert. Respektierenden wird auf Gesuch ein Freigempler zugesandt. F. B.

**Der Ev.-Luth. Hausfreund.** Kalender auf das Jahr 1920. Herausgegeben von O. H. Th. Willkomm. 36. Jahrgang. Als Gratisbeigabe eine Spruchkarte. Zwickau, Sachsen. Verlag von Johannes Herrmann. Preis: 30 Cts.

Dieser alte "Hausfreund", den auch wir wieder mit Freuden begrüßt haben, bietet neben anschaulichen kleinen Geschichten, fernigen Wahlsprüchen und zu Herzen redenden Gedichten, neuen und auch alten, die es wert sind, neu aufzuleben, einen Artikel von P. O. H. Th. Willkomm mit dem Thema: "Vergeht der treuen Toten nicht!" sowie eine zeitgemäß angewandte Betrachtung über Luthers Verbrennung der Bannbulle am 10. Dezember 1520. Zu beziehen ist der "Hausfreund" vom Concordia Publishing House. Unterstützen kann man unsere Brüder in Deutschland auch dadurch, daß man ihre Schriften tauscht und insonderheit ihre "Freikirche" hält, wozu wir hiermit unsere Leser ermuntert haben möchten.

F. B.

**Spiritism. A Study of Its Phenomena and Religious Teachings.** By Th. Graebner. 128 Seiten. Preis: 60 Cts.; geb.: 90 Cts.

Der Spiritismus, über den auch "Lehre und Wehre" schon wiederholt berichtet hat, und der jetzt nach dem Weltkriege einen neuen Aufschwung nimmt, wird hier in gründlicher Weise beleuchtet, nach seinen Phänomenen sowohl wie seinen antichristlichen Lehren. Eben lasen wir in einer hiesigen Tageszeitung: "England stirred by 'spirit' photograph of late Gladstone. Clergyman confirms 'test.' Baptist minister and wife appear on plate taken at séance by carpenter of limited education, while supposed likeness of famous statesman and his wife are shown as an 'extra' on same picture." Es folgt dann eine ellenlange Beschreibung der "séance", in welcher die Photographien von den verstorbenen Geistern genommen wurden, und Gladstone sowie ein gewisser im Kriege Gefallener Rupert sich mündlich mit den Anwesenden unterhalten. Im Bericht heißt es: "The room was practically empty; three chairs for us to occupy, and, in the center of the room, a trumpet. LIGHT WAS EXCLUDED." Schwindel!! Mit Bezug auf die merkwürdigen spiritistischen Erscheinungen gelangt auch Prof. Gräbner zu dem Resultat, daß zwar die große Masse derselben auf Betrug beruht, aber doch ein Rest übrigbleibt, den man als Teufelswerk bezeichnen und auf diabolische Kräfte zurückführen muß. F. B.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

---

### I. Amerika.

**Aus der Synode.** Zunächst möchte die „Lehre und Wehre“ ihrem zehn Jahre älteren Bruder, dem „Lutheraner“, zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstag gratulieren und diese Gratulation mit einer kurzen Charakteristik des „Lutheraner“ als eines kirchlichen Blattes begründen. Bekanntlich ist dem „Lutheraner“ von allem Anfang an sowohl von den Sekten als auch von den meisten „amerikanischen“ Lutheranern der Vorwurf der Streitsucht gemacht worden. Der Vorwurf ist sachlich nicht zutreffend. Man kann sagen, daß der „Lutheraner“ im Angesichte des Todes entstanden ist. Die Väter der Missourishnode und insonderheit Walther hatten in schwerer geistlicher Anfechtung, die oftmals an Verzweiflung grenzte, lebendig erkannt, daß die reine christliche Lehre, wie sie im Bekenntnis der lutherischen Kirche bezeugt ist, einem zerschlagenen Sünderherzen zur Gewißheit der Gnade und Seligkeit nötig sei. Nun wurde aber in Amerika zu jener Zeit allerseits von der lutherischen Kirche und ihrem Bekenntnis gar übel geredet. Was zunächst die Sekten betrifft, so wiederholte sich auf amerikanischem Boden die Sachlage des sechzehnten Jahrhunderts. Zwingli und Genossen warfen Luther vor, daß er mit seinem Festhalten an den Gnadenmitteln, nämlich am Wort des Evangeliums und den Sakramenten, „den weiten herrlichen Schein des Evangelii nicht erkannt habe“ (Luther XX, 1131) und einem äußerlichen Christentum Vorschub leiste. Den selben Vorwurf erhoben mit fast noch größerer Energie die amerikanischen Sekten, insonderheit die Methodisten, gegen die „sächsischen Einwanderer“. Sie redeten auch von dem „Kopfchristentum“ der Fremdlinge, denen die Erfahrung des wahren „Herzchristentums“ abgehe. Sie redeten von „Sacramentalismus“, „Anbetung der lutherischen Symbole“ usw. Und die amerikanischen Lutheraner, mit Ausnahme der kleinen Schar der Tennesseeer, stimmten den Sekten zu. Diese Verunglimpfungen der lutherischen Kirche taten unsren Vätern weh, weil sie im Schmelztiegel der Anfechtung lebendig erfahren hatten, daß der Glaube nur dann der von Christo erworbenen Gnade und Seligkeit gewiß sein könne, wenn er sich an die objektiven, von Gott geordneten Gnadenmittel anklammert und an allem eigenen Wirken und an aller eigenen Gerechtigkeit verzagt. Zugem sahen unsere Väter, daß die Sekten und die „amerikanischen“ Lutheraner mit ihrem falschen Zeugnis über und gegen die lutherische Kirche unter den Einwanderern eine eifrige und erfolgreiche Propaganda betrieben. Wir sagten oben, daß der „Lutheraner“ im Angesichte des Todes entstanden sei. Hochstetter berichtet in seiner „Geschichte der Missourishnode“ (S. 148 f.): „Der erste Anlaß zur Herausgabe des „Lutheraner“ war folgender: P. J. Walther war in der Mitte des Jahres 1844 zu St. Louis von einer schweren Krankheit besessen. Als es schien, daß er wieder genesen werde, bat er Gott, er möge ihm, wenn er wieder auftkommen sollte, auch die Kräfte und Mittel schenken, wenigstens vier Nummern einer solchen Zeitschrift zu schreiben und erscheinen zu lassen, in welcher er die lutherische Kirche ins rechte Licht stellen könnte. Es bekümmerte ihn während dieser Krankheit, daß die Lutheraner sonderlich von den Baptisten und Methodisten arg verunglimpft wurden. Hierauf trat die

Zeitschrift „Der Luthermaner“ am 1. September 1844 zum erstenmal vor die Öffentlichkeit.“ — Seiner Entstehung entspricht nun der Charakter des „Luthermaner“. Er redet so, wie ein recht gläubiger und ein recht = gläubiger Christ reden sollte, wie Dr. Sihler sich auszudrücken pflegte. Von allem Anfang an findet sich im „Luthermaner“ auch das, was man in neuerer Zeit in einem engeren Sinne „erbaulich“ genannt hat. Er bringt nämlich in jeder Nummer auch kleine Erzählungen, in denen diese oder jene christliche Lehre in Beispielen aus dem Leben einzelner Personen ins Licht gestellt wird. Aber das Hauptgewicht legt der „Luthermaner“ auf die Darstellung und Verteidigung der lutherischen Lehre als der reinen, ungefälschten Lehre des Wortes Gottes. Und es geschieht dies in einer Weise und Sprache, die jedem Christen verständlich ist. Das ist dem „Luthermaner“ auch vielfach von außen bezeugt worden. Er stellt nämlich, wie dies die Schrift fordert (1 Kor. 2, 2), den Artikel von der Rechtfertigung in die Mitte, von wo aus die ganze christliche Lehre in allen ihren Artikeln jedem Christen leicht verständlich ist. Der „Luthermaner“ hat es sich einerseits zum Grundsatz gemacht, mit den Schwachen Geduld zu haben. Er sagt in der ersten Nummer auf der ersten Seite: „Wir sind selbst eine geraume Zeit von mancherlei Irrtümern gefangen gewesen, und Gott hat mit uns Geduld gehabt und uns mit großer Langmut auf den Weg der Wahrheit geleitet; dessen eingedenk, werden daher auch wir gegen unsre irrenden Nächsten Geduld beweisen und uns alles sündlichen Richtens und Verdammens durch Gottes Gnade enthalten. Wir werden nicht sowohl die irrende Person als vielmehr ihren Irrtum angreifen. Wir werden uns auch nicht als solche gehärten, die allein rein lutherisch seien und die Wahrheit allein besitzen wollen, sondern nur Zeugnis geben, daß Gott auch an uns Großes getan und uns zur lebendigen Erkenntnis der alleinseligmachenden Wahrheit gebracht hat.“ Andererseits dringt der „Luthermaner“ auf die reine, ungefälschte Lehre, weil sie in der christlichen Kirche göttliche Ordnung ist und weil nur die Lehre, sofern sie rein ist, ein vom Gesetz Gottes getroffenes Gewissen stillt, Glauben und Liebe wirkt. Einerseits lehrt der „Luthermaner“ von Anfang an, daß die Christenheit nicht auf die rechtgläubige lutherische Kirche einzuschränken sei, sondern durch die Treue des Heiligen Geistes auch in solchen irrgläubigen Gemeinschaften sich finde, in denen neben den Irrtümern noch das Evangelium von dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus vernommen wird. Andererseits weist der „Luthermaner“ jede kirchliche Gemeinschaft mit erklärten Irrgläubigen ab, weil durch diesen Unionismus tatsächlich dem Irrtum eine Berechtigung in der christlichen Kirche zugestanden und dadurch die göttliche Wahrheit ungewiß gemacht wird. Einerseits gibt der „Luthermaner“ zu, daß es unter denen, die die Gewißheit der Gnade in ihrem eigenen Ringen und in ihren Gefühlen suchen, „gewiß nicht wenige recht gut meinen“. Andererseits erklärt er: „Wir können aber in Wahrheit versichern, daß wir aus eigener Erfahrung wissen, daß alles Selbstwirken verloren ist, und alles Menschen-tum im Feuer der Anfechtung verwelken und verbrennen muß, sei es vor Menschen auch noch so töricht und scheinbar; daß aber allein das Sichhalten an das Wort und an die darin verkündigte Gnade vor Verzweiflung errettet und zum seligen Siege führt.“ Das ist in einigen Umrissen der kirchliche Charakter des „Luthermaner“. — Sein erster Redakteur wollte zufrieden sein, wenn auch nur vier Nummern seines Blattes erscheinen dürften. Es

durfte weiter erscheinen. Es wurde das Mittel, die treuen Lutheraner in Amerika zusammenzurufen. Im Jahre 1847 kam es zur Bildung der MissouriSynode. Der „Lutheraner“ hat mit seinem Festhalten an der lutherischen Lehre und mit seiner Abweisung des Unionismus die lutherische Kirche nicht zerstört, sondern gebaut. Das Zeugnis ist ihm auch außerhalb des Kreises der MissouriSynode ausgestellt worden. Aus dem Council heraus wurde im „Pilger durch Welt und Kirche“ über die MissouriSynode geschrieben: „Hätte sie nicht so eisern festgehalten an ihrem Bekenntnis der reinen Lehre; hätte sie nicht so scharf gezeugt und gekämpft gegen alle und jede Abweichung von dem von ihr richtig erkannten Weg; hätte sie in der Praxis sich nachgiebiger gezeigt als in der Lehre; hätte sie sich den Anschauungen unserer leichtbeweglichen Zeit nur ein wenig anbequemt: sie würde nicht das erreicht haben, was sie jetzt ihr eigen nennen kann. Sie hat ihre Vernunft gefangengenommen unter den Gehorsam Christi, und der Herr hat's ihr gelohnt. Die Ehre Gottes, die lautere Wahrheit des Wortes, welche ihren klarsten Ausdruck im Bekenntnis der lutherischen Kirche gefunden, stand und steht ihr höher als die Gunst der Welt und die windigen Menschenfündlein. Hätte sich Gott der Herr nicht der lutherischen Kirche in Amerika erbarmt dadurch, daß er die MissouriSynode in ihre Mitte gesetzt, wir würden ein geringes Häuflein sein, das vielleicht den Namen Lutheraner tragen, im übrigen aber ein offener Weideplatz für Füchse und anderes Wild sein würde. Wenn ich daran denke, was mit Gottes Gnade durch die Missourier getan worden, kann ich in das Gezeter gegen dieselben nicht einstimmen. Es ist meine Überzeugung, daß die Missourier ihren Erfolg der Barmherzigkeit Gottes, nicht ihrem Fleisch zuschreiben. Der Herr segne die wackeren Sachsen und lasse ihr Salz immer kräftiger wirken im Sauerteige des amerikanischen Kirchentums!“ Der „Lutheraner“ hat nun 75 Jahre erscheinen dürfen. Er hat durch Gottes Gnade dieselbe Art be halten. Damit wollen die jetzigen Redakteure sich den Vätern nicht koordinieren, sondern sich als Schüler derselben aus und nach Gottes Wort be kennen. Auch die jetzige Redaktion ist lebendig überzeugt, daß die Lehre der lutherischen Kirche, wie sie in den Symbolen der Kirche bekannt wird, die reine, umgefälschte Lehre des göttlichen Wortes ist. Sie wird daher durch Gottes Gnade fortfahren, diese Lehre in keinem Stück preiszugeben, son dern sie jedem Irrtum gegenüber, der sich einschleichen will, darzulegen, zu bekennen und zu verteidigen. Auch die MissouriSynode hat sich nach und nach mehr der englischen Sprache bedient. Das stand von vornehmest auf dem Programm des „Lutheraner“. Aber er hat auch durch das Medium der deutschen Sprache eine noch immer wachsende Aufgabe. Die Seiten rüsten sich auch „nach dem Kriege“ zu gesteigerter Tätigkeit unter der noch Deutsch redenden Bevölkerung unsers Landes. Der methodistische „Apologete“, ein alter Gegner des „Lutheraner“, erwartet eine vermehrte Leserzahl, und sein Verlagshaus macht auf Beschlus eine besondere Anstrengung in dieser Rich tung. Auch innerhalb der lutherischen Kirche dieses Landes und anderer Länder ist wahrlich noch Raum für die Lehre und das Zeugnis des „Lutheraner“. Dazu wolle ihm Gott Gnade verleihen! „Gottes Wort und Luthers Lehr“ vergehet nun und nimmermehr.“

F. P.

**Lutherische Weltkonferenzen.** Das „Lutheran National Council“ soll beschlossen haben, eine Weltkonferenz der Lutheraner noch dieses Jahr nach den Vereinigten Staaten zu berufen. Gegen lutherische nationale und inter-

nationale Konferenzen ist an sich nichts einzutwenden. Sie könnten der lutherischen Kirche zu großem Segen werden. Aber lutherische nationale und Weltkonferenzen, die nicht Einigkeit in der lutherischen Lehre zum Ziel haben, sondern nach dem Vorgang unserer Merger-Synoden die tatsächlichen Differenzen in der Lehre ignorieren, sind ein Widerspruch in sich selbst. Sie haben nicht das Recht, sich lutherisch zu nennen. Die Einigkeit in der einen und unveränderlichen christlichen Lehre ist ein unveräußerliches Merkmal der lutherischen Kirche.

J. B.

Können auch christliche Gemeinden und Vereine sich merken. Die folgende Notiz finden wir in einem politischen Blatt: „Fürwahr, der Grund aller Wohltätigkeit geht uns verloren, wenn wir Vergnügungen, wie Bälle, Bajare und Vorstellungen, veranstalten, um Gelder einzutreiben zu einem Hilfswerk, wie Errettung von Frauen und Kindern von Hungersnot und Tod. Wenn Unterstützungsvereine für ihre Unterstützungsklasse Vergnügungen geben, so mag dies angebracht sein. Wenn man aber vor seinem geistigen Auge das fürchterliche, das entsetzliche Elend seiner leidenden Stammesgenossen aufsteigen sieht, dann soll man fürwahr unmittelbar Herz und Hand auftun anstatt auf Umwegen. Sein Geld für Vergnügungen und Verlosungen auszugeben in der selbstsüchtigen Hoffnung, sich zu anmüsieren oder gar noch einen Gewinn zu erhaschen, ist fürwahr alles andere — nur nicht wahre oder echte Wohltätigkeit. Auch jetzt spricht man wieder von der Abhaltung von Basaren in Verbindung mit Vergnügungen und Verlosungen, um daraus Gewinne zu ziehen für die Notleidenden in Deutschland.“

**Kirchliche und nationalökonomische Tugendpreise.** Folgendes berichtet der „Apologete“ mit einer Ruhaniwendung auf amerikanische Verhältnisse: „Gelegentlich erteilt der Papst ausgewählten römisch-katholischen Frauen die wertvolle goldene Tugendrose als Preis hohen fittlichen Adels und besonderer Treue gegen die Kirche. Es geschieht im kirchlichen Interesse. Die französische Akademie hat auch Tugendpreise zu verteilen, tut es aber nur im nationalökonomischen Interesse. Letztes Jahr waren Familien die Empfängerinnen, die die höchste Kinderzahl aufzuweisen hatten. 80,000 Francs kamen zur Verteilung. Preise von 5000 Francs erhielten zwei Väter von je einundzwanzig Kindern. Zwei Preise von je 2500 Francs kamen an Väter, von welchen der eine neunzehn, der andere fünfzehn Kinder sein eigen nennt. Neunzehn andere Familien, die mit den genannten Familien 389 Kinder zählen, erhielten Preise, die zwischen zwei- und dreitausend Francs schwanken. Es gibt also auch in Frankreich noch kinderreiche Familien, aber augenscheinlich als so seltene Ausnahmen, daß die französische Akademie der Wissenschaften sich bewogen fühlt, durch hohe Preise eine Beschleunigung und Vermehrung des Nachwuchses zu ermutigen. Daß unser amerikanisches Volk im Punkt kinderreicher Familien im selben Spitale frank ist wie Frankreich, ist bekannt. Auch bei uns ist viel die Nede von Prämiierung der Mutterschaft. Besser aber als Prämiens ist eine gesunde Erziehung unserer Jugend zu einem Verständnis der heiligsten Menschheitspflichten, ein energischer Kampf gegen alle familienfeindlichen Faktoren in unserm Volksleben und eine Regelung und Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse, die der Masse und besonders auch dem Mittelstand die Möglichkeit garantiert, eine größere Familie anständig

zu unterhalten. Und auch die Gläubigen müssen mehr an das Wort erinnert werden: „Viele Kinder, viele Vaterunser und viel Segen.“ — Hierzu einige Bemerkungen. Als „familienfeindliche Faktoren“ haben sich bei uns in den meisten Fällen die „Frauenrechtlerinnen“, ja sogar „die Mutterschaftskongresse“ erwiesen. Die „Kontrolle der Nachkommenschaft“ wird in diesen Kreisen pro und contra erwogen. „Eine Regelung und Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse“ ist freilich von jedem Bürger stets anzustreben. Aber das Verbrechen „der Kontrolle der Nachkommenschaft“ hat sicherlich in den allermeisten Fällen seinen Grund nicht in den mangelhaften „ökonomischen“ Verhältnissen, sondern in der Bequemlichkeit, in dem Klubleben der Männer und Frauen und in der moralischen Verkommenheit der Eheleute. Und ist es wahr: „Viele Kinder, viele Vaterunser und viel Segen“, wird also festgehalten, daß die Ehe Gottes Ordnung ist und eine göttliche Verheilzung auch im Irdischen hat, so ist das schon „Garantie“ genug, es mit dem Ehestand zu wagen und sich darin christlich zu verhalten. — Noch eine Bemerkung über „Birth Control“. Bekanntlich sind nicht nur Ärzte, sondern auch Präsidenten von Staatsuniversitäten und andere „Erzieher“ für Geburtenkontrolle eingetreten. Kürzlich wurde uns nun aus medizinischen Kreisen ein Pamphlet über „Improvement of Man and the Higher Animals“ zugesandt. Darin heißt es S. 4: „Comparing what is occurring in Chicago at the present time with what is normal, we can see what birth control is doing for the race. No matter how theoretically desirable birth control may be, in actual practise it is carrying the race toward the Jukes and the Ishmaels, and away from the production of superior men and women. No amount of idealism and theorizing can escape that concrete fact. As a demoralizing and race-destroying agency, probably nothing equals birth control as it is applied at the present time.“ F. B.

**Wirkungen der Diesseitsreligion auf die bürgerliche Tugend.** Bekanntlich wird innerhalb des amerikanischen Protestantismus jetzt ungescheut die Lehre vorgetragen, daß man das „Jenseits“, Himmel und Hölle, auf sich beruhen lassen müsse, wenn man gewissenhafte und tätige Staatsbürger erziehen wolle. Der Rektor von Trinity Church in Boston, Winchester Donald, drückte sich dahin aus, daß die Stadt Boston als das „Neue Jerusalem“ angesehen werden müsse. In einer politischen Zeitung finden wir dagegen die folgende Äußerung: „There are those who are saying that we should frankly abandon the thought of immortality, should take our eyes off the distant future, and should turn our hearts from spiritual things. The argument is made that the present has a right to all of our thoughts, and that the cultivation of a consciousness of another world weakens our wills for this world. We are told that those who are traveling through a land, with their hearts set on another country beyond the horizon, do not do much to improve the condition of life in the country through which they are passing; that if we abandon the hope of immortality, we will devote ourselves to making this present world more like the dreams of heaven. The argument sounds plausible, but it is utterly baseless. The plain fact is that the noblest work for this world is done by those whose hearts are set upon another world. Paradoxical as it seems, those who are most certain that there is another and better world are most diligent to make this world a more decent place to live in. Search out the people who have

no expectation or hope of immortality (if you can, indeed, find such), and you are likely to find people who lack all conscious motives for the betterment of this present life." — Was hier von der Unsterblichkeit der Seele und von einem Jenseits gesagt wird, ist noch nicht die christliche Lehre von den Dingen, die auf dieses Leben folgen. Immerhin ist es auch schon gegen alle natürliche Vernunft und Religion, die Gedanken an das Jenseits in Gegensatz zu bringen zu treuer Pflichterfüllung im Diesseits. J. P.

**Zum Frauenstimmrecht.** Gewisse Zeitungen, die für das Frauenstimmrecht eintreten, ereifern sich gegen die von Suffragetten ausgesprochene Absicht, eine eigene Frauenpartei zu bilden. Eine Zeitung meint: "The formation of a woman's political party would be a most unfortunate event but for one thing, and that is the fact that such a party cannot become formidable and it cannot endure. The ground on which one can make such a dogmatical statement is the simple fact that a woman's party as opposed to men and their interests or a man's party as opposed to women and their interests, is unnatural and impossible. The interests of men and women are the same, and they are inseparable. This is true of the nation as it is of the family. Rivalry between the sexes is contrary to nature. Such rivalry in a slight degree may be found here and there in playing games or in business, but in a serious way and on a large scale such a condition is never found. Of all the hundreds of wars recorded in history there is never a hint of a war or of any serious contention between the sexes. The story of the Amazons is a pure myth. A woman's party as distinguished from man's is as unnatural as a rivalry or antagonism between your right hand and your left. No well-balanced woman could originate such a party, and none but radicals and abnormals could join it." — In den angeführten Argumenten verbirgt sich schwache Logik. Dass die Frauen das Stimmrecht fordern, und dass den Frauen das Stimmrecht zugestanden wird, beruht doch wohl auf dem Gedanken, dass bei der bisherigen Ordnung der Dinge, nach welcher nur die Männer das Stimmrecht ausüben, die Frauen nicht zu ihrem Recht kommen. Es liegt daher eine Inkonsistenz vor, wenn die, welche für das Frauenstimmrecht eintreten, dagegen reden, dass die Frauen eine eigene Partei bilden.

J. P.

**Professoren verbinden sich mit den Arbeiterparteien.** Aus New York wird berichtet: Nachdem im April vorigen Jahres eine Union New Yorker Professoren in die American Federation of Labor aufgenommen worden war, wurde am 8. Dezember angekündigt, dass Lehrer an verschiedenen Colleges und Universitäten der Union tatsächlich beigetreten sind. Die New Yorker Union ist die dritte im Lande, welche sich der American Federation of Labor angeschlossen hat. Zu den Lehranstalten, deren Lehrer zum Teil der Union beigetreten sind, gehören: Columbia University, New York University, College of New York, Hunter College, Adelphi College, die ärztliche Abteilung an der Cornell und Long Island University und Union Theological Seminary. Die neue Union wird unter dem Namen Associated Teachers' Union, Local No. 71 of the American Federation of Labor bekannt sein. Das Hauptquartier befindet sich 2875 Broadway, New York.

**Streikende Schuljugend.** Dreihundertfünfzig Schüler und Schülerrinnen der Hochschule von Tucson, Ariz., streikten, weil Schulsuperintendent

Nims sich weigerte, einen gewissen Fenimore Cooper, den Präsidenten des Schülerverbandes, wieder aufzunehmen. Dieser ist aus der Schule gewiesen worden, weil er einen Streik von fünfundzwanzig Schülern anführte, als der Superintendent sich weigerte, die Schule anlässlich des Waffenstillstands-Jahrestags zu schließen.

**Universitätsbibliothek.** Die neue Bibliothek der Staatsuniversität von Michigan, angeblich die schönste Universitätsbibliothek in den Vereinigten Staaten, ist am 5. Januar ihrer Bestimmung übergeben worden. R. R. Bowker von New York hielt die Hauprede. Das Gebäude, das mehrere prächtige Gemälde enthält, hat \$615,000 gekostet. — In den letzten Jahrzehnten hat man in mehreren Staaten und auch in den einzelnen großen Städten sehr um die Bibliotheken sich bemüht. In der Regel sind die Leiter der Bibliotheken auch geneigt, Rat im bezug auf die Anschaffung von Büchern, die bleibenden Wert haben, anzunehmen.

J. P.

## II. Ausland.

**Deutschland.** Wir entnehmen deutschländischen Zeitschriften einige Nachrichten. Aus Eisenach wird berichtet: „Auf der Wartburg tagten im Oktober v. J. Männer und Frauen, um nach stiller Vorbereitung die Gründung des Deutschen Lutherbundes zum Schutze der evangelischen Kirche zu vollziehen. Der Bund will außerhalb der Kirche, Parteien und Organisationen und unter Ausschluß aller parteipolitischen, wirtschaftlichen und sozialen Meinungsverschiedenheiten der Erhaltung der evangelischen Schule dienen, Angriffe auf ihren Bestand abwehren und alle evangelischen Deutschen zu taikräftigem Kampfe für die evangelische Schule in Stadt und Land vereinigen. Zum Präsidenten des Bundes wurde Redakteur Dr. Cremer (Dortmund) und zum Generalsekretär Redakteur Sartorius (Essen) gewählt. Die Geschäftsstelle befindet sich in Essen.“ — Aus Dresden wird ungefähr zu derselben Zeit gemeldet: „Die evangelisch-lutherische Landessynode erließ eine sehr scharfe Erklärung gegen die neue Gesetzgebung Sachsen's auf kulturellem Gebiete, besonders gegen gewisse Bestimmungen des Übergangsschulgesetzes und gegen das Kirchenaustrittsgesetz, das schon Bierzehnjährigen, also noch schulpflichtigen Kindern, das Recht gebe, sich von der Kirche und vom Christentum zu lösen. An die Bevölkerung richtet sie die Bitte, sich nicht durch kirchenfeindliche Agitation aufzuwühlen und vom Glauben der Väter abbringen zu lassen.“ Die sächsische Landessynode sollte auf alle staatliche Gesetzgebung als Beihilfe, Glieder bei der Kirche und dem Christentum zu erhalten, verzichten. Sie widme sich mit allem Ernst ihrer eigentlichen Aufgabe, alt und jung das reine Evangelium zu verkündigen. Was sie auf diese Weise nicht bei der Kirche erhalten kann, das kann sie mit gutem Gewissen fahren lassen. — Aus amerikanischen Zeitungen erfahren wir, wie es einem amerikanischen Pastor und seiner Gemeinde während des Krieges in Dresden ergangen ist. Die Nachrichten sind einem Vortrag entnommen, den der betreffende Pastor in New York gehalten hat. „P. John C. Westwood, der seit fünf Jahren Rektor der amerikanischen St. John's-Kirche in Dresden, Deutschland, ist, kam im April über Dänemark und England nach den Vereinigten Staaten, um Gelder für die Kirche hier aufzubringen. Auf seine Veranlassung wurde kurzlich eine Versammlung von Bewohnern von New York und Umgegend abgehalten, die ein Interesse an der amerikanischen

St. John's-Kirche in Dresden haben, deren Resultat der einstimmige Beschuß war, einen Aufruf zur Erlangung von Beiträgen zu erlassen. Die amerikanische Kolonie, die sich vor dem Kriege auf über 500 Köpfe belief, wird nach und nach wieder zu ihrer früheren Größe durch dauernde Bewohner, Studenten und Touristen anwachsen. Während der schweren Kriegsjahre haben die Amerikaner, die gezwungen waren, im feindlichen Lande zu bleiben, in der Kirche einen Hafen der Ruhe gefunden, und in der ganzen Zeit wurden die Gottesdienste ungestört in englischer Sprache fortgesetzt. P. Welwood weiß über die Zustände in Dresden während des Kriegs sehr interessant zu berichten. In erster Linie hebt er hervor, daß er in all den Jahren unbekümmert geblieben sei und völlige Bewegungsfreiheit hatte. Gelegentlich eines geschäftlichen Besuchs im Polizeipräsidium sah er einen Anschlag, durch den Ausländern verboten wurde, die Stadtgrenze zu überschreiten. Als er daraufhin einem Beamten davon Mitteilung mache, daß er allwochentlich Besuche in der Umgegend mache, sagte ihm dieser, daß sie mit Amerikanern eine Ausnahme machten. Während des ganzen Krieges erhielt er ungehinderter englische, französische und italienische Zeitungen. Am 22. März 1918 verlor der Pastor seine Gattin durch den Tod. Bei der Leichenfeier waren Vertreter des Stadtrats und anderer Behörden vertreten, und von den Leidtragenden in der überfüllten Kirche waren drei Viertel Deutsche." — Mit einem guten Beispiel gehen Glieder unserer Freikirche allen am Kriege Beteiligten voran. Sie bekennen nicht bloß die Sünde anderer Leute, sondern auch die eigene, der Freikirche, Sünde. Ein Gleichtes wollen auch wir amerikanischen „Missourier“ tun. Der Krieg war ja auch für unser Land ein großes Unglück, und das Ende der inneren Unruhen, die im Gefolge des Krieges aufgetreten sind, ist noch gar nicht abzusehen. Sie bedrohen, wie von allen Seiten zugegeben wird, tatsächlich den Bestand unsers Staatswesens. So wollen auch wir nicht bloß mit dem Munde, sondern von Herzen bekennen, daß gerade auch wir Missourier das Unglück des Krieges über unser Land gebracht haben. Wir haben durch Gottes Gnade das Evangelium so rein und reichlich, wie es Deutschland und andere Länder zur Zeit der Reformation hatten. Aber am rechten Dank dafür hat es gerade auch bei uns nicht bloß etwas, sondern in erschreckendem Maße gefehlt, wenn wir auf die vielfach vorhandene Laiheit im Hören und Lernen des Wortes und auf die zumeist leeren kirchlichen Kassen sehen. Wenn wir darob nicht Buße tun und künftig mehr Fleiß und Ernst im Dienste Gottes beweisen, werden wir das Evangelium verlieren. Es ist Gefahr vorhanden, daß wir uns durch die kirchliche Umgebung, in der wir leben, von der Buße und dem Bußbekenntnis abhalten lassen. Man weiß sowohl unter den Selten als auch in lutherischen Kreisen auf die zumeist ungläubigen Universitätstheologen Deutschlands hin, bekennt aber nicht zugleich, daß auf unsfern berühmtesten Universitäten der Abfall mindestens in demselben Grade vorliegt. Man schilt ferner über die „Union“ in den kirchlichen Verbänden Deutschlands, sieht und bekennt aber nicht, daß in unserm amerikanischen Kirchenwesen die „Union“ prinzipiell herrscht und die lutherischen Merger-Synoden kürzlich eine Lehrunion vollzogen haben, die sogar der „preußischen“ nicht nachsteht. Was jetzt vielfach im Zusammenhang mit dem Kriege von den Kanzeln geredet und in den Blättern geschrieben wird, muß notwendig den Eindruck erwecken, als ob wir wegen unserer

Frömmigkeit zu einer Geißel über andere Länder von Gott ersehen seien. Das ist aber ein Zeichen, daß Gottes Gericht bereits über uns hereingebrochen ist. Gott bewahre uns in Gnaden vor diesem Selbstbetrug! Mit Betrübnis sehen wir aus den kirchlichen Blättern, die uns nach dem Kriege erreicht haben, daß dieser Selbstbetrug auch in den sogenannten „konfessionellen“ Kreisen Deutschlands sich regt. Anstatt die eigenen kirchlichen Sünden, namentlich den Lehrunionismus und den Abfall von der lutherischen Lehre, zu bekennen, nimmt das Schelten über die „Fürsten“ eine zu prominente Stelle ein.

F. P.

**England.** Die mit der Missouri-node verbundenen Gemeinden in London haben den Krieg überlebt, sind aber an Gliederzahl auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Auch die Gemeindeschule mußte aufgegeben werden. Ob sie wieder eingerichtet werden kann, ist fraglich. Doch findet sich in den Gemeinden in Tottenham und Kentishtown eine gute christliche Erkenntnis, so daß die Kinder vorläufig im Hause Religionsunterricht empfangen können. Obwohl die Gemeinden numerisch so stark reduziert sind, so haben sie doch dieselben kirchlichen Beiträge bezahlt wie vor dem Kriege. Die Gemeinde in Aldgate ist nicht von uns gesammelt worden. Als sie infolge des Krieges ihren Pastor verlor, bat sie um Bedienung mit Predigt seitens P. Knippenbergs. Ob daraus ein permanentes Verhältnis werden kann, steht noch dahin. — Die Prohibition macht in England geringe Fortschritte, wie sowohl staatskirchliche Würdenträger als auch leitende Politiker berichten. Wie roh ein amerikanischer Prohibitionssagent in England behandelt wurde, haben die Zeitungen reichlich berichtet. Dass die Fälle von Trunkenheit an einigen Orten in England zunehmen, wird sonderbarerweise auf den Umstand zurückgeführt, daß amerikanische Händler für ihren „zu starken Whisky“ einen Markt in England gefunden haben. — In bezug auf die Einführung des Frauenstimmrechts wird aus London gemeldet: „Das britische Oberhaus verwarf den Antrag auf Aufhebung der Bestimmung, daß Frauen keinen Sitz im Oberhaus haben dürfen. Die betreffende Klausel war am 27. Oktober vom Unterhaus angenommen worden.“ — Die Buchhändlerfirma Gallowah & Porter in Cambridge versendet Birkdale, in denen sie das Erscheinen eines „Commentary on the Bible, edited by Arthur S. Peake, M. A., D. D.“ ankündigt. In dem uns zugesandten Prospekt heißt es: „The present work is designed to put before the reader in a simple form, without technicalities, the generally accepted results of Biblical criticism, interpretation, history, and theology. It is not intended to be homiletic or devotional, but to convey with precision, and yet in a popular and interesting way, the meaning of the original writers, and reconstruct the conditions in which they worked and of which they wrote. It will thus, while not explicitly devotional or practical, provide that accurate interpretation of the text through which alone the sound basis for devotional use and practical application can be laid. It has been the desire of the promoters that it should be abreast of the present position of scholarship, and yet succeed in making the Scriptures live for its readers with something of the same significance and power that they possessed for those to whom they were originally addressed. Peake's Commentary is intended, in the first instance, for the layman, but should prove specially helpful to day- and Sunday-school teachers, to lay-preachers, to leaders of

men's societies, brotherhoods, and adult Bible-classes, and to Christian workers generally; it should also be of considerable use to clergymen and ministers, and in particular to theological students." Als Mitarbeiter werden in dem Prospekt 61 theologische Autoritäten von englischen Universitäten und theologischen Colleges genannt. Aus der mitgesandten "specimen page" geht hervor, daß in dem neuen Kommentar die Heilige Schrift nicht als Gottes Wort anerkannt wird. Zu 1 Mos. 21, 9 wird bemerkt: "Paul's reference to Ishmael (Gal. 4, 30) as persecuting Isaac rests on rabbinical exegesis of the word rendered 'mocking.'" Auch von der „Quellschriften-Hypothese“ mit dem „Schlußredaktor“ ist reichlich Gebrauch gemacht. Das Buch wird großen Schaden anrichten, wenn es in die Hände von "laymen, Sunday-school teachers, lay-preachers, leaders of men's societies" usw. kommt.

F. P.

Abermals ein Beschuß, die Kriege abzuschaffen. Aus Brüssel werden unter dem 5. Dezember 1919 folgende Beschlüsse eines internationalen Arbeiterkongresses gemeldet: "The convention of European and Asiatic societies to-day passed a resolution favoring drafting of an international law eliminating the right to make war. The convention also adopted a resolution favoring an international conciliatory organization to pass upon all different interpretations of the peace treaty. Delegates decided to work for an arbitration plan to settle industrial disputes, and urged employers to recognize the right of their workers to share in the administration of industries. The League of Nations as provided in the treaty should admit any nation desiring to become a member, the convention voted." — Diese und alle Beschlüsse derselben Art sehen voraus, daß der Mensch von Natur gut ist, also im Verkehr mit dem Nächsten nach dem Grundsatz handeln kann und will: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“ Dies ist freilich nicht eine speziell „christliche Maxime“. Weil sie zum Gebr. gehört, so kennt sie auch der Heide (Röm. 2, 14), wie wir denn auch ähnliche Aussprüche bei den heidnischen Schreibern finden. Aber weil nach dem Sündenfall der Mensch selbsttäglich ist, so handelt er, sobald sein eigenes Interesse in Frage kommt, gegenteilig. Luther bemerkt zu Matth. 7, 12: „Das hat ein jeglicher gerne, daß ein anderer ihm tut, und sind viel Schäfle und Buben, die wohl leiden können, daß jedermann fromm sei und ihnen Gutes tue, aber sie wollen's niemand tun.“ Weil nun die Christen in der Welt nur eine kleine Minorität bilden, so wird es auch im Verkehr der Nationen miteinander leider bei der Sachlage bleiben, daß — wie Luther ebenfalls sagt — jedes Volk nur so viel behalten kann, als es mit den Waffen in der Hand zu verteidigen imstande ist. F. P.

über die Pläne des Papstes nach Beseitigung des protestantischen Kaiserhauses der Hohenzollern stellt Dr. Jäger aus Bielefeld die folgende Berechnung an: „Das katholische Deutschland unter habsburgischem Zepter soll den Kern bilden für eine Neuordnung Europas. Im Osten würde sich der großpolnische Staat anschließen mit Posen, Westpreußen und wohl auch bald Ostpreußen, mit Litauen, Weißrussland und ganz Galizien. Auch seinen Thron soll ein Habsburger besteigen, Erzherzog Stephan. Der eigentliche Herr wäre natürlich der polnische Jesuitengeneral Ledochowski. Weiter sind Bestrebungen im Gange, die alte österreichische Monarchie wiederherzustellen. „Petrushblätter“ und „Kölnerische Volkszeitung“

reden schon ganz offen davon; Nieder-Österreich mit Wien gäbe den wirtschaftlichen Mittelpunkt für einen Wirtschaftsbund der Donauländer, das heißt, des Tschechenstaates, des ungarischen, des rumänischen und des kroatisch-slowakischen Staates. Auch sie sind weit überwiegend katholisch, Rumänen wenigstens unter katholischer Dynastie. Auch dieser Donaubund soll in Wien eine habsburgische Spitze erhalten. In Frankreich hofft man bestimmt auf eine katholische Restauration. Die großen französischen Generäle Foch, Joffre, Castelnau und andere sind Böblinge von Jesuitenschulen. Das Haus Bourbon ist dem Hause Habsburg eng verwandt, die Kaiserin Zita selbst eine Prinzessin von Bourbon. Damit erhöbe sich im Westen auch eine katholische Monarchie. Belgien ist durch und durch klerikal, so weit es nicht sozialistisch ist. Die katholische Restauration in Frankreich würde natürlich auf Italien wirken. Der König müßte sich dem Papste, der Quirinal dem Vatikan unterordnen. In Spanien regiert noch der Habsburger Sohn aus dem Hause Bourbon. Kurz, ganz Mittel- und Westeuropa läge dem Papst zu Füßen. Ja, weithin in den Osten erstreckt sich sein Einfluß. Die Vereinigten Staaten Europas unter päpstlichem Vorsitz, das ist das Ziel, welches uns die Völkerbundskonferenz in der Schweiz gezeigt hat. Von hier aus gesehen, gewinnt die Arbeit Erzbergers natürlich eine ganz andere Bedeutung, als sie sonst hätte. Mit dem europäischen Völkerbunde aber sind die *vatikanischen Pläne* keineswegs erschöpft. Jenseits der Meere, in Süd- und Mittelamerika, ist eine mächtig aufblühende neue Staatenwelt spanisch-portugiesischer Zunge und katholischer Konfession. Die führenden Staaten Argentinien, Brasilien, Chile haben sich unter päpstlicher Vermittlung zum sogenannten ABC-Bunde zusammengetan. An diesen Kern sucht nun die päpstliche Diplomatie einen südamerikanischen Staat nach dem andern anzugehören, um das ganze spanisch-portugiesische Amerika bis zur Südgrenze der Vereinigten Staaten in einen einzigen Block zusammenzufassen und diesen sogenannten lateinischen Völkerbund dem katholischen Völkerbund in Europa anzugehören. Von Südamerika laufen Fäden hinüber nach Japan, und der Vatikan widmet erhöhte Aufmerksamkeit seinen ostasiatischen Beziehungen. Sie könnten im Falle eines Zusammenstoßes zwischen dem päpstlichen Völkerbund und dem angelsächsischen von Bedeutung werden und das Weltgerichtsgericht des Papstes verwirrlich helfen. Weltweite, kühne Pläne, durch allen Wechsel und Wandel zäh festgehalten und ihrer Verwirklichung sich nähernd! Wird es den Angelsachsen gelingen, sich derselben zu entwehren, oder wird die Weltrevolution sie zunichte machen? Gott weiß es, und er entscheidet." — Das sind, wie gesagt, weitgehende Berechnungen. Daz auch die politische Weltherrschaft den Intentionen des Papstes entspricht, steht fest. Wer ob er das Ziel erreichen wird, ist fraglich. Das Papsttum verbindet sich jetzt mit dem Sozialismus, dem dem Anschein nach die Zukunft auf dem staatlichen Gebiet gehört. Es kann aber dahin kommen, daß der Sozialismus sich auch gegen die Papstkirche wendet. Es gehört zu der Praxis des Papsttums, mit allen Winden zu segeln. Aus Rom wurde anfangs Dezember v. J. berichtet: „Der Kampf um die Herrschaft in der italienischen Abgeordnetenkammer hat sich so weit entwickelt, daß die Sozialisten und die Katholiken sich endgültig verbündet haben.“

G. P.